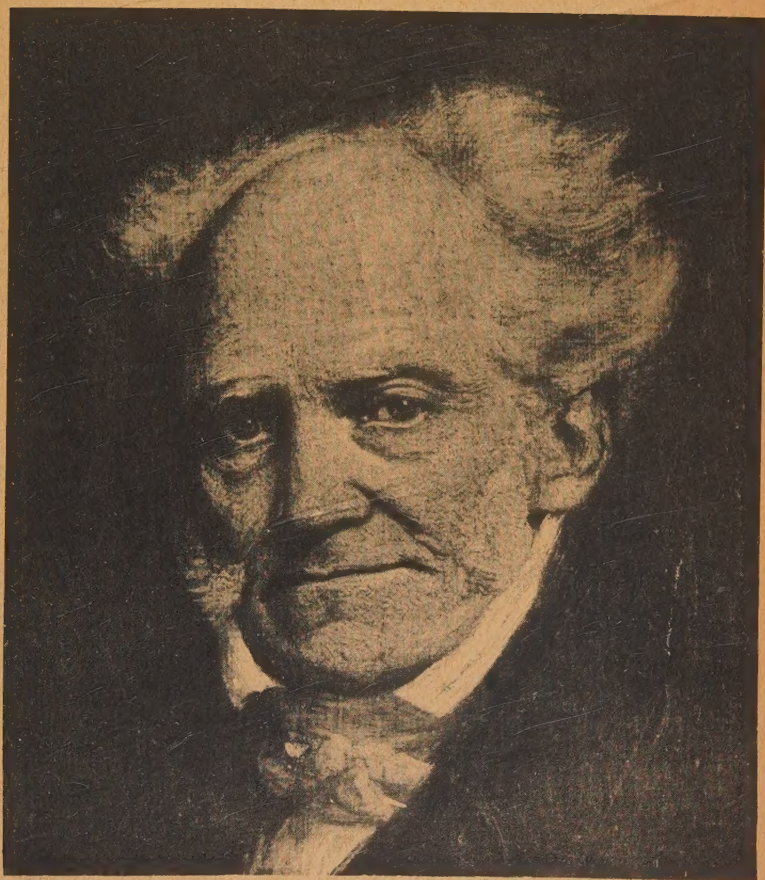


DEUTSCHE GRUNDSCHAU

JAHRGANG
RIL 1936



HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

INZELHEFT 1.50 RM

JÄHRLICH 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

*In dem neuen ostpreußischen Erzähler freuen wir uns,
einen Dichter von starker Formkraft anzeigen zu können*

Ottfried Graf finckenstein

fünfkirchen

Roman. geh. 3.40, in Leinen 5.-

Was ist Fünfkirchen? Die Gemeinschaft eines großen ostpreußischen Gutes, ein lebendiges Wesen von Fleisch und Blut, mit Herz und Hirn. Seltsame Schicksale spielen sich dort ab. Die Jahrzehnten wechseln, der große Krieg und der Einbruch der Russen geht wie ein Sturmwind über die Menschen hin, die neue Zeit lehnt sich auf gegen den Ablauf der Dinge, bis alles wieder zur naturgewollten Ordnung sich zurückfindet. — Von diesen Geschehnissen erzählt der Dichter. Alles ist lebenswirklich und wahr. Die Dinge sagen nur aus, was ihnen zukommt. Keine Problematik wird hineingetragen, es geschieht, was geschehen muß. Und es geschieht unglaublich viel. Mit allen Sinnen erlebt der Dichter diese Welt des Werdens, Wachsens und Reisens, den Wert der schlichten Menschen und ihre Arbeit, die unendliche Vielfalt der Natur und das Geheimnis des Waldes. Hinter allem Geschehen aber steht die männliche Haltung des Dichters, der alle und jeden in Wort und Tat dem Ganzen verpflichtet, weil er selbst vom Volke her denkt.

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG JENA

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL IM
VEREIN MIT PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · EINZELPREIS 1.50 RM.
erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 15.— RM. für 12 Hefte zuzüglich orts-
licher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
CHRISTLEITUNG: BERLIN W 30 · MACKENSENSTRASSE 11

2. JAHRGANG

APRIL 1936

INHALTSVERZEICHNIS

Das Zunderseewerk / Von A. F. Kamp / Mit 9 Abbildungen	1
Paracelsus' äußere Erscheinung / Von Karl Sudhoff / Mit 7 Abbildungen	12
Biologie — das Fundament / Von Adolf Meyer	17
Humanismus und Nationalbewußtsein / Von Helmut Prang	28
Der Meister von Neustift / Von Werner v. d. Schulenburg / Mit 8 Abb.	33
Lebendige Vergangenheit: Arthur Schopenhauer (1788—1860): Aus „Parerga und Paralipomena“ / Mit einem Bild	44
Rundschau	49
Das Ringen um den Frieden · Wahrhafte Motorisierung · Die Wirklichkeit des Deutschen · Unterscheidung des Christlichen · Seppuku · Dem Schöpfer der nationalen Galerie · Für Wolfgang Goetz · Wilhelm Schulzes Doktorprüfung	
Raffernland, Eine deutsche Sage / Roman / Von Hans Grimm	57
Der Geist des japanischen Heeres / Von Johannes Stoye	76
Literarische Rundschau:	
Wenn die Romanfabrik raucht	79
Unendliches Gespräch	82
Auslanddeutsche Dichtung	83
Deutsche Einheit	83
Für Schopenhauer-Freunde	85
Bei den Lappen	86
Die Odyssee Deutsch	86
Nationalismus und Ethik	87
Das Nachkriegswien in Hexametern	88
Von Platon bis Keller	88
Wanderungen	91
Der kleine Held	91
Leben für Berge und Tiere	92
Politik und Geschichte	93

Einflugsbild: Schopenhauer. Nach dem Gemälde von J. Luntschütz 1855 (Stadtgesch. Mus., Frankfurt a. M.)

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. IN LEIPZIG

Zum Tage der zwanzigjährigen Wiederkehr erschien:

Verdun

Don Oberregierungsrat Dr. Wilh. Ziegler

Mit 38 Bildern, 3 Skizzen und 1 Karte. Kartoniert

RM. 4,80, Leinen RM. 5,80

Es gibt keine Schlacht des Weltkrieges, in der die beiden größten Soldatenvölker Europas so leidenschaftlich und so erbittert ihre Kräfte gemessen haben, wie vor Verdun. Fast ein volles Jahr hat sich dieser Zweikampf hingeschleppt, dem auf beiden Seiten mehr als 700 000 Kämpfer zum Opfer fallen. Dr. Wilhelm Ziegler hat die Aufgabe, diesem gigantischen Ringen zweier Völker eine Darstellung zu widmen, die vor der Geschichte Gültigkeit hat, in einzigartiger Weise gemeistert. Als Mittkämpfer hat er sich ein Erlebnis von der Seele geschrieben, das uns die übermenschliche Leistung der Frontheere in Bildern und Szenen von unerhörter dramatischer Wucht erschütternd zum Bewußtsein bringt. Als Historiker entschleiern er das Rätsel Verdun bis in die letzten psychologischen Hintergründe dieses Dramas und gibt eine Antwort auf die Frage, warum diese Schlacht, die immer wieder mit ungeheuren Opfern gespeist wurde, die — mindestens dreimal — bis dicht an den Sieg der deutschen Truppen herangeführt hatte, doch ergebnislos endete. Die Einmaligkeit dieses Verdun-Buches liegt in der seltenen Vereinigung einer grandiosen Schlachtdarstellung mit der Erhellung verborgener strategischer Zusammenhänge, wie sie jetzt erst aus den zahlreichen Veröffentlichungen diesseits und jenseits zu Tage treten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

NEUE BÜCHER

Deutschland in einem Bande

Mit deutlicher Abstellung auf die Olympischen Spiele ist Baedekers Reisehandbuch „Das deutsche Reich“ in einem Bande erschienen in Auflage mit 33 Karten, 75 Plänen und einer großen Straßenkarte (Leipzig, Karl Baedeker, 3 Seiten). Die bewährte Zuverlässigkeit und das methodische Arbeiten des ältesten deutschen Reisehandbuchs sind auch der neuen Auflage zugute gekommen. Wie in den andern Reiseführern, in denen das Ganze eines fremden Landes umgriffen ist, gibt dieses Buch im Eingang eine Reihe von Reisehinweisen, die je nach der zur Verfügung stehenden Zeit dem Fremden ermöglichen sollen, möglichst viel von der Schönheit des deutschen Landes kennenzulernen. Selbstverständlich sind auch alle modernen Reisemöglichkeiten wie Auto, Kraftpost und Luftverkehr berücksichtigt. Im Eingang wird eine kurze deutsche Geschichte in Tabellenform von den ersten Zeiten bis in die Gegenwart gegeben. Ob alle angeregten Tatsachen gerade für den Ausländer eine gleichmäßige Bedeutung haben, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Sehr weitgehend sind die jüngst geschaffenen Neubauten berücksichtigt, der Flughafen in Frankfurt a. M., das Gelände des Reichsparteitages in Nürnberg und die starke städtische Veränderung Münchens. Der Kügen-

damm ist ebenso gewürdigt wie die Kengewinnung von Land an der Nordseeküste, selbstverständlich auch die Reichsautobahnen. In einzelnen Aufsätzen wird über das deutsche Theater und die deutsche Musik, über Fest- und Gedenktag gehandelt. Unter dem besonderen Gesichtspunkt der Olympischen Spiele ist ein Sonderplan des Reichssportfeldes beigelegt. (Übrigens kann, wer nicht ganz Deutschland sich anschaffen will, einen Teil dieses Baedekers als Norddeutschland erhalten, in dem auch Schlesien, Sachsen, Thüringen, Hessen und das Rheinland enthalten sind.) Die Angaben über die Sehenswürdigkeiten der einzelnen Städte lassen nichts Wesentliches aus, die Angaben über Unterkünfte und Preise sind zuverlässig, auch auf die besonderen Heimatgerichte und die Güte der deutschen Weine wird geziemend hingewiesen. D. R.

*

Brockhaus' Ergänzungsband

Der beim Erscheinen des letzten Bandes vom Großen Brockhaus angekündigte Ergänzungsband liegt nun vor (Leipzig, F. A. Brockhaus) und bringt dieses Handbuch des Wissens auf den Stand unserer Tage. Es ist fast beängstigend, zu sehen, in welcher kurzen Zeit und in welchem Tempo der Stoff des unentbehrlichen und des wünschenswerten (Fortsetzung auf Seite V)

W 0132

Briefmarken

Ankauf - Verkauf

Preisliste 5 gratis

PHILIPP KOSACK & CO.
BERLIN C2, Burgstraße 13

In der Reihe

„Meyers Bunte Bändchen“

erscheinen soeben:

Osterbräuche

Von Dr. Fr. H. Schmidt

30 Seiten Text, 8 mehrfarbige
und 4 einfarbige Abbildungen

Pappband

90

Pfennig

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag Bibliographisches
Institut AG., Leipzig

X O
*Heute morgen schlecht
aufgelegt (wegen des Rasierens?)
Müß doch mal
Kaloderma-Rasierseife
probieren!*

Soeben erschien:

MARTIN BLOCK

ZIGEUNER

IHR LEBEN UND IHRE SEELE

Dargestellt auf Grund eigener Reisen und Forschungen
mit 99 Abbildungen auf 64 Kunstdrucktafeln, 288 Seiten

In Ganzleinen gebunden 5.80 RM.

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Frühjahrsneuerscheinungen 1936

Friedrich A. Ludwig von der Marwitz **Preußens Verfall und Aufstieg**

3.—5. Tausend. (Titel der ersten Auflage: „Preussischer Adel“)

Kartonierte RM. 3.75 • Leinen RM. 5.50

„Das Buch stellt neben die immer wieder gezeigten Gestalten von Stein und Hardenberg endlich wieder einmal ihren großen Gegner vom Konservativen her — der in vielem gegen sie recht behalten hat — und zeigt in der Gestalt dieses Marwitz den wirklichen Junker, der über törichte Karikaturen immer wieder vergessen wird. Diese Lebenserinnerungen, aus denen Fontane und Alexis in ‚Vor dem Sturm‘ und im ‚Siegfried‘ viel von ihrem Besten empfingen, sind das stärkste Memoirenbuch der Zeit der Befreiungskriege und eins der wichtigsten politischen Erziehungsbücher für die Gegenwart.“ Paul Fehrer

W. St. Keymont **Nil Desperandum**

Revolution und Freiheit im Jahre 1794 in Polen

Roman. Steif broschiert RM. 6.80 • Ganzleinen RM. 8.50

„Nil Desperandum“ ist das Epos vom Werden des polnischen Volkes, ist die erschütternde Schilderung seines Kampfes um die völkische Wiedergeburt. Gebannt von dem Gestaltungsreichtum und der Farbenpracht des Gemäldes, das der polnische Nobelpreisträger in diesem historischen Roman schuf, müssen wir bekennen, daß auch dieses Werk Keymonts in die Reihe der klassischen Werke der Weltliteratur gehört. Hier sind Bilder von homerischer Größe gestaltet, in ihnen erhebt sich der Freiheitskampf eines Volkes zu einem ewig gültigen Beispiel der Weltgeschichte.

Hans Schwarz **Ein Totentanz** Gedichte

Kartonierte RM. 2.—

Mit diesem neuen Werk von Hans Schwarz, dessen Drama „Prinz von Preußen“ diesen Winter über fast alle deutschen Bühnen gegangen ist, wird der politische Mythos des deutschen Volkes geboren. Diese Verse sind der elementare Durchbruch zu einem neuen, richtungsweltenden Schaffen. — Ein Kampfflieger vom Jagdgeschwader Richthofen (Döbertig) schrieb uns über den Dichter: „Wenn Kirchenlieder die Lyrik unserer Vorfäter waren, so sind die Rhythmen von Hans Schwarz der Psalter der jungen Nation, wobei wir das Erscheinungsjahr nicht vergessen und Überheblichkeit uns fernliegt. Möge er zu allen denjenigen dringen, für die er geschrieben.“

Ludwig Justis **Im Dienste der Kunst**

Mit 53 Abbildungen auf 26 Tafeln

Steif broschiert RM. 10.— • Ganzleinen RM. 12.—

Zum 60. Geburtstag Ludwig Justis, am 14. März, erschien dieses Werk, das die bedeutendsten, zum Teil noch unveröffentlichten Einzelarbeiten des berühmten Kunsthistorikers und langjährigen Leiters der Berliner Nationalgalerie vereint. Der von Assistenten der Nationalgalerie und früheren Mitarbeitern Justis herausgegebene Band enthält Arbeiten zur älteren und neueren Kunst, Streitschriften und Beiträge zur Museumsarbeit. — Das erste Urteil („Wille zum Reich“ vom 20. 2. 36): „Die Herausgeber haben eine sehr dankenswerte Arbeit getan. Dem Buch ist weiteste Verbreitung und eine aufmerksame Leserschaft zu wünschen!“

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlagsverzeichnis kostenlos

WILH. GOTTL. KORN VERLAG • Breslau

Wissens anschwillt. Um so stärker darf die Anerkennung sein für den Stab von Mitarbeitern, deren ungestüm andrängenden Stoff in klarer, knapper und zuverlässiger Form sozusagen am tausenden Band bewältigt. Schon ein flüchtiges Überfliegen zeigt, daß nichts Wesentliches ausgefallen und der Große Brockhaus Schritt mit der Zeit gehalten und in seinen 21 Bänden ihren Forderungen und Bedürfnissen gerecht wird. D. R.

*

Meyers Bunte und Bild-Bändchen

Diese beiden Buchreihen des Bibliographischen Instituts (Leipzig) greifen auf immer neue Stoffgebiete über. Die Auswahl wird so getroffen, daß das Neue auch wirklich anregend und interessant ist. Da sind unter den neuen Bunten Bändchen besonders hervorzuheben „Die Entdeckung Amerikas“ von Egon Caesar Conte Corti, in dem der Autor schkundig und straff die Geschichte der Entdeckung Amerikas schildert. Sein Büchlein, das mit sehr reizvollen Bildern und Karten aus der Zeit ungefähr um 1492 Jahre nach Amerikas Entdeckung ausgestattet ist, berührt temperamentvoll das Unrecht, das Christoph Columbus geschehen ist dadurch, daß der neue Erdteil nicht seinen Namen trägt, sondern für immer und alle Zeiten nach Amerigo Vespucci genannt ist. Besonders interessant sind die kartographischen Darstellungen der neuentdeckten Länder aus den Werken von de Brys, von den Globen

(Fortsetzung auf Seite VII)

Das Buch vom deutschen Volkstum

Wesen-Lebensraum-Schicksal

Eine grundlegende Gesamtschau über das deutsche Volkstum in aller Welt in Wort, Bild u. Karte: Verbreitung u. Sprache, Stämme u. Rassen, Wirtschaft u. Recht, Geschichte, Kunst und Kultur.

39 Mitarbeiter. Über 1000 Bilder, 136 bunte Karten, 436 Seiten. Preis 20 Mark.
Die Buchhandlungen vereinbaren auf Wunsch gern Ratenzahlungen!

Reichbebilderte Ankündigung kostenlos und unverbindlich durch jede Buchhandlung oder von
F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG C 1

Eine Spitzenleistung volkstümlicher Geschichtsdarstellung

so schreibt der „Dresdner Anzeiger“ über

Michael Prawdin Tschingis-Chan: Der Sturm aus Asien

240 S. mit 8 Tafeln und 3 Karten. 9. Tausend. In Leinen RM. 5.80

Michael Prawdin ist wohl der erste, der uns Deutschen das Mongolenreich zu echtem geschichtlichem Erleben gestaltet. Er läßt das Leben des Eroberers Tschingis-Chan packend, spannend und historisch richtig an uns vorüberziehen. Gerade heute, da der Ferne Osten wieder besonders großes Interesse hervorruft, ist es wichtig, einmal diesen Bericht von der Vergangenheit Asiens kennenzulernen. „Kölnische Zeitung“

Das Erbe Tschingis-Chans

290 S. mit 12 Tafeln und 4 Karten. 5. Tausend. In Leinen RM. 6.25

Eine Geschichte der Mongolen, beginnend mit dem Aufstieg Tschingis-Chans, eine Schilderung seiner Staatsgründung und Heereserschöpfung, seiner Kriege nach Osten und Westen, gegen China und gegen Vorderasien, ein Kulturbild, so eindringlich und lebendig — und unbekannt, daß man im Lesen das Gefühl hat, zum erstenmal die riesigen Räume Zentralasiens nicht als leere geographische Begriffe, sondern bevölkert zu erleben. Ein streckenweise unerhört gegenwärtig wirkendes Werk mit seinem Organisationsfanatismus und mit der straffen, militärischen Bindung seiner Nomadenstämme. „Deutsche Zukunft, Berlin“

In allen Buchhandlungen erhältlich

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART/BERLIN

Soeben erschien das neue Werk der Familienchronik auf Jalna von

Mazo de la Roche

Das unerwartete Erbe

Übertragen von Lulu von Strauß und Torney

Roman. geh. 4.—, in Leinen 5.80

Das Werk, das Lulu von Strauß und Torney hier in nachschaffender Übertragung vorlegt, hat für uns eine weniger bekannte und darum um so wertvollere Seite angelsächsischen Schrifttums entdeckt, die heute mehr denn je in Deutschland Beachtung verdient. Mazo de la Roche ist es in diesem kanadischen Familienroman gelungen, ein ungemein lebendiges Bild von den Menschen und den sie heute bewegenden Mächten zu geben. War es im ersten Band „Die Brüder und ihre Frauen“ die auf sich selbst gestellte Eroberungsgeneration mit der nicht zu erschütternden Gebundenheit an die Sippe, so ist es hier die Unruhe bewegter Menschen, die sich gegen überlieferte Schranken auflehnen und in die große Welt ausbrechen. Im Werdegang des jungen Finch rollt ein Bild von Abenteuerlichkeiten und Spannungen ab, hinter dem ein zäher Wille zum eigenen Recht steht, dem selbst die allgewaltige Großmutter ihren Segen und ihr Erbe zuerkennt. Wie Schicksal greifen ihre Entscheidungen in die Zukunft, wecken die schöpferischen Sinne, trennen die Lebensstarken von den Schwachen, und führen die zusammen, die zueinander gehören. Aus leidenschaftlichen Konflikten entsteht im Bilde der verjüngten Familie das Schicksal einer neuen Zeit.

Die neue Volksausgabe

Charles de Coster

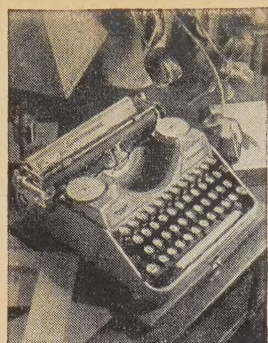
Tyll Ulenpiegel und Lamm Goedzak

Ein Kampf um Flanderns Freiheit

64.—75. Tausend, in Leinen 3.60

Das Buch de Costers ist mehr als nur eine große Dichtung, es ist das Epos eines Volkes, das in großer geschichtlicher Stunde heldenmütig um seine Freiheit ringt. Wie Flandern sich gegen die übermächtigen Gewalten Roms und Spaniens unter Einsatz des ganzen Volkes behauptete, ist in dieser Dichtung Wort und Bild geworden. Die kräftige Ursprünglichkeit und der saftige Humor flämisch-niederdeutschen Lebens ist in dieser als meisterhaft anerkannten Übersetzung von Dypeln-Bronikowski nachgeschaffen. Erst in dieser Verdeutschung, die als erste Übertragung 1909 erschien, hat das Werk seinen Weg über die ganze Welt genommen.

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG JENA



Auf die
arbeitsparende

KLEIN-CONTINENTAL

können Sie sich verlassen. Bei allen schriftlichen Arbeiten wird sie Ihnen helfen. Schneller als mit der Feder, mühelos und in klarer, sauberer Schrift – übersichtlich angeordnet – schreiben Sie mit der Klein-Continental Privat- und vertrauliche Geschäftsbriefe. Schon für RM. 186.— erhalten Sie eine Klein-Continental mit Koffer, eine formschöne und stabile Maschine von langer Lebensdauer, leisem Gang und weichem Anschlag. — Weitere Modelle der Klein-Continental für RM. 234 u. 247.50 stehen zur Wahl.

Verlangen Sie bitte Druckschrift 2572

WANDERER-WERKE
SIEGMAR-SCHÖNAU



Bücherfreunde!

Verlangen Sie zur Bereicherung Ihres Bücher-schatzes unsere günstigen Angebote erster und schönster Werke der Zeit.

ARTIBUS et LITERIS Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H.
Berlin-Nowawes, Sa. 12

Tafel über die Siege der einzelnen Nationen bei den 9. und 10. Olympischen Spielen und eine Übersicht über die Reihenfolge der Nationen ist beigelegt. „Den Deutschen Osten“ schildert Werner Emmerich als die große kolonialisatorische Leistung des deutschen Volkes im Mittelalter in seiner historischen und gegenwärtigen Bedeutung. — Johannes Arnim gibt eine Übersicht über „Germanische Kunst von der altnordischen Kunst bis zur Kunst der Wikingerzeit. Die scharfen und klaren Reproduktionen geben ein Bild von dem hohen Stande kunstgewerblicher Arbeit dieser Zeit. — Von der „Deutschen Gymnastik“ berichtet Franz Hilke. „Joseph Haydn, sein Leben in Bildern“ stellt Roland Lenschert dar und „Bayreuth“ an der Stadt der Wagner-Festspiele von 1876–1923 Paul Bülow. Die beiden letzteren sind besonders gut gelungen, sowohl in der Auffassung, als auch heraus sie geschrieben sind, wie in Darstellung und Vollständigkeit des verarbeiteten Stoffes. D. S.

(Fortsetzung auf Seite 12)

3

LITERATUR- PREISTRÄGER

UNSERES VERLAGES

4

Moritz Jahn

erhielt an erster Stelle den „Literaturpreis der Provinz Hannover“ für sein Hauptwerk

Ulenspiegel und Jan Dood

Niederdeutsche Gedichte
RM. 2.50, kart. RM. 1.50

Eine Fülle formvollendeter lyrischer, balladischer Schöpfungen: „... gehört zu den Kostbarkeiten nicht nur des plattdeutschen, sondern des gesamten deutschen Schrifttums...“ (Börries, Frhr. v. Münchhausen)

Thomas
Westerich

ehrte am 9. November 1935 die Stadt Hamburg durch Verleihung des
Dietrich-Eckart-Preises. Sein Werk

Barkhusen

Ein plattdeutscher Roman (Leinen RM. 3.20) wird als der beste Roman seit
Fehrs „Maren“ bezeichnet. Wertvolle niederdeutsche Prosa gilt auch heute noch!

Cyriel
Verschaeve

wurde am 5. Febr. 1936 neben René de Clercq und Stijn Streuvels der Rem-
brandt-van-Rijn-Preis der Hanfschen Universität zuerkannt. Mit dem Buch

flanderns Seemöwe

(Leinen RM. 2.50, kart. RM. 1.50) brachten wir erstmalig in
deutscher Sprache einen Ausschnitt aus dem gewaltigen dichterischen Werk dieser flämischen Führer-
persönlichkeit. Mit Auszug aus den „Meersinfonien“, deren Gesamtausgabe in Vorbereitung ist.

Verlangen Sie diese Bücher u. Prospekt über niederdeutsche Literatur durch Ihre Buchhandlung od. den

FRANZ WESTPHAL VERLAG
WOLFSHAGEN-SCHARBEUTZ (LÜBECKER BUCHT)



Der große Deich ist im Entstehen

Das Zuiderseewerk

Von A. F. Kamp

Die Arbeiten, die man in den Niederlanden und in andern Ländern gewöhnlich mit dem Sammelnamen „Das Zuiderseewerk“ bezeichnet, bestehen aus zwei grundsätzlich verschiedenen Teilen:

1. der Errichtung des großen Deiches, der die ehemalige Zuidersee abschließt und sie in ein Binnengewässer — das jetzt den Namen „Ijsselmeer“ trägt — verwandelt hat, wodurch zugleich eine Verbindung zwischen Nordholland und Friesland hergestellt wurde;
2. den Landgewinnungen durch das Schaffen von „Poldern“.

Der Abschlußdeich

Der Abschlußdeich besteht aus zwei Teilen: 2 Kilometer zwischen Nordholland und der ehemaligen Insel Wieringen und 30 Kilometer von Wieringen bis Frieslands Küste. Der Deich überragt die durchschnittliche Meereshöhe um etwa 7 Meter. Auf der ans Ijsselmeer grenzenden Seite liegt etwa 4 Meter über dem Meeresspiegel ein 33 Meter breiter Rain, von dem

man einen etwa 6 Meter breiten Streifen für eine größtenteils betonierte Autostraße abgetrennt hat. Ein besonderer Weg für die Radfahrer läuft mit diesem Verkehrsweg parallel, wie man es in den Niederlanden je länger je mehr sieht.

Der Deichkörper wird an beiden Seiten durch Steine gegen den Andrang des Wassers geschützt; er wurde bekleidet über Wasser mit einer Steinböschung auf Backsteinschlag, unter Wasser ist eine Faschinenmatraxe mit Senksteinen belastet und beschüttet. Als Schutz wurden für alle Werke zusammen bis Ende 1933 2800000 Tonnen Steine gebraucht, wovon zwei Drittel aus Deutschland und ein Drittel aus Belgien kamen.

Der große Abschlußdeich zwischen Wieringen und Friesland wurde von verschiedenen Ausgangspunkten aus in den Jahren 1927-1933 gebaut; im Frühjahr 1932 wurde die letzte Öffnung geschlossen.

Durch den Abschlußdeich wurde eine 335000 Hektar große, von Gezeiten abhängige Wasserfläche in ein Binnengewässer mit beinahe konstantem Pegel verwandelt, etwas niedriger als der durchschnittliche Meeresspiegel (Nordsee), weshalb das überflüssige Wasser während der Ebbe durch die in den Deich eingebauten Entwässerungsschleusen auf natürlichem Wege in die Nordsee abgeführt werden kann.

Das IJsselmeer wird auf die Dauer ein Süßwassersee werden. Schon jetzt hat dies großen Einfluß auf die Bewässerung von Nordholland und



Der Abschlußdeich mit Autostraße und Radfahrweg



Ein Teil der Entwässerungsschleusen

Friesland, vor allem auf die Viehtränke. Der Salzgehalt in der Nordsee beträgt jetzt etwa 30 Gramm Kochsalz pro Liter; das IJsselmeer enthielt bei der Entstehung etwa 12 Gramm, im Juni 1935 nur noch 1,2 Gramm!

Die Schifffahrtskanäle in Friesland können durch das Einleiten von Süßwasser aus dem IJsselmeer besser auf Niveau gehalten werden, weil das von den Bauern früher gefürchtete Versalzen von Buchten und Poldergewässern nicht mehr in Frage kommt. Eine beträchtliche Ersparnis entsteht außerdem dadurch, daß alle früheren Zuiderseedeiche aus Meerdeichen zu Seedeichen verwandelt wurden. Allerdings kann das Seewasser durch Sturm 3–4 Meter gegen die Küste in die Höhe gejagt werden, so daß die tiefgelegenen Gebiete auch durch Deiche geschützt werden müssen. Diese Deiche brauchen aber lange nicht so hoch zu sein, wie bei der ehemals offenen Zuidersee, und so sind auch die Unterhaltungskosten beträchtlich kleiner.

Dies sind einige der Vorteile, die sich durch den Bau des großen Abschlußdeiches ergaben. Dazu muß ich noch erwähnen, daß in der Nähe von Wieringen und Friesland zwei Schifffahrtsschleusen errichtet wurden. Außerdem wurden noch 25 Entwässerungsschleusen in den Deich eingelassen, jede 12 Meter breit mit 4 Meter Tiefgang, in Gruppen von je 5. Jede Öffnung wird durch vertikal elektrisch bewegbare eiserne Schiebetüren abgeschlossen. Im ganzen kann man also über eine Breite von mehr als 300 Meter stauen. Je nach Wasserstand können in 24 Stunden 150 Millionen Kubikmeter Wasser durch die Schleusen vom IJsselmeer in die Nordsee abgeführt werden.



Ein Monument bezeichnet die Stelle, an der der große Deich geschlossen wurde

Die Ausführung der Arbeiten verlief ohne Rückschläge, und bis heute entsprach der durch Sturm verursachte Andrang des Wassers ganz den Erwartungen.

Im Herbst 1932 schuf das ausströmende Wasser durch den großen Andrang erhebliche Bodenvertiefungen, wodurch Gefahr für die Schleusenanlagen entstehen konnte. Man mußte die Wasserregulierung vorübergehend unterbrechen, um den Boden sichern zu können. Die durch die große Pause in der Regulierung verursachte Steigung des IJsselmeerpiegels um etwa 20 Zentimeter hat viele Beschwerden und übertriebene Presseberichte hervorgerufen, aber das Ganze war nicht schlimm und ist seitdem nicht mehr vorgekommen.

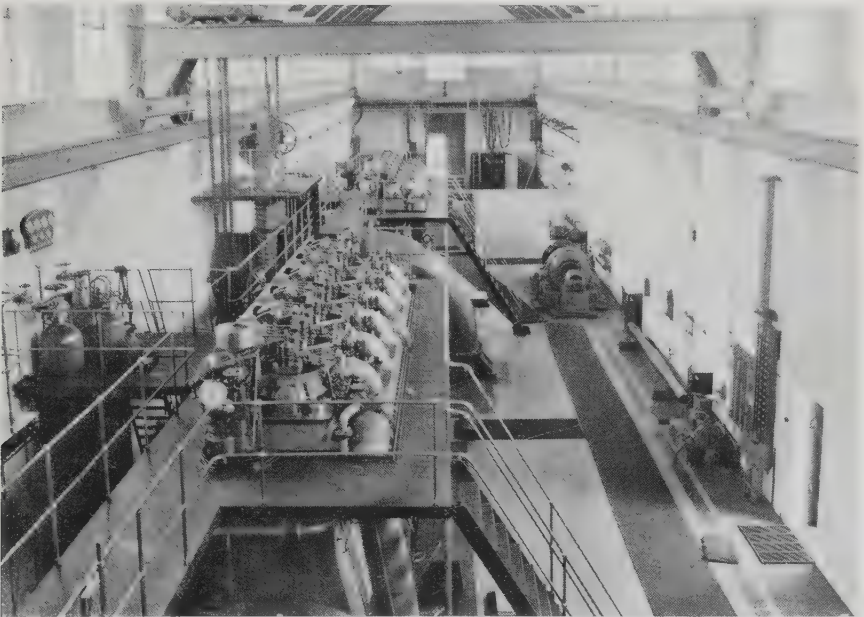
Kein Besucher aus dem In- oder Ausland verjäumt die Ersteigung des „Monuments“, das auf dem Deich zur Erinnerung an die endgültige Schließung etwa 4 Kilometer von Nordhollands Küste errichtet wurde. Dieses Monument besteht aus Eisenbeton und Glas. Eine eingebaute Treppe führt zu einer Plattform; von dort hat man einen schönen Blick auf IJsselmeer und Nordsee. Bei gutem Wetter sieht man die friesischen Küste und die Silhouette der Watteninseln.

Am Fuß dieses geschmackvollen Gebäudes erinnert eine gemeißelte Inschrift: „Hier wurde der Deich geschlossen“ an den großen Anlaß zur Errichtung des Monumentes, während eine sehr schöne bronzene Halbskulptur, drei Arbeiter beim Deichbau vorstellend, die sinnvollen Worte trägt:

„Ein Volk, das lebt, baut an seiner Zukunft.“

Der Wieringermeerpolder

Schon während der Errichtung des großen Abschlußdeiches fing man an, in das IJsselmeer hinein einen zweiten Deich zu bauen. Durch diese Abdämmung von etwa 20000 Hektar entstand der erste der vier geplanten Zuiderseepolder, „Wieringermeer“ genannt. Nach der vollendeten Trockenlegung wird man vier Polder von zusammen 224000 Hektar Oberfläche gewonnen haben. Aus den noch stets einlaufenden Angeboten vom Ausland für „billigen Schutt“ merkt man, daß die verkehrte Ansicht, die Zuidersee werde mit Schutt und dergleichen angefüllt, noch immer weit verbreitet ist. Aber das System ist ja ganz anders! Man baut nämlich in das IJsselmeer vom Rand her vier Polder hinein, die, jeder für sich, durch einen Deich dem Wasser abgewonnen werden. Die Deiche werden jeweils in das offene Wasser hineingebaut, und das so entstandene eingegrenzte Wasserbecken durch ein oder mehrere Pumpstationen leergesogen. Dies erklärt auch, warum die neugewonnenen Polder tiefer als das angrenzende alte Land liegen. Infolge der beträchtlichen Niveauunterschiede wurde der Wieringermeerpolder in drei Abschnitte eingeteilt mit einem Niveauunterschied bis zu 70 Zentimeter. Um die Schifffahrt von einem zum andern Polderabschnitt zu ermöglichen, hat man Kammererschleusen eingebaut; das gilt auch für den Wasserverkehr mit dem umliegenden Festland. Ein elektrisches und ein mit Dieselmotoren ausgestattetes Pumpwerk – mit einer totalen Leistungsfähigkeit von 1700 Kubikmetern pro Minute bei einem Wasserstand von 6–7 Metern – pumpen



Pumpenwerk zur Entwässerung des Wieringermeer-Polders

den Wieringermeerpolder in etwa 7 Monaten trocken. Schon vorher hatte man unter Wasser die Hauptkanäle und alle größeren Gräben ausgebaggert. Es war möglich, das Wasser beim Erscheinen des Meeresbodens während des Trockenpumpens durch diese Kanäle nach den Pumpstationen zu leiten. Die Kanäle und Gräben haben zweierlei Funktionen: einerseits dienen sie zur Entwässerung (nach dem ersten Trockenpumpen jetzt noch zur Abfuhr des überschüssigen Regenwassers und Grundwassers), andererseits als Wasserwege.

Es versteht sich von selbst, daß die Oberfläche von 20000 Hektar, wenn auch schon von einigen Kanälen und Gräben durchschnitten, nicht ohne weiteres für den landwirtschaftlichen Betrieb geeignet war. Der Boden mußte parzelliert werden. Bei dieser Parzellierung mußte man für die Feststellung der Ausmaße einer Parzelle mit verschiedenen Faktoren rechnen: Bodenbeschaffenheit, Größe und Art des landwirtschaftlichen Betriebes, Eignung als Acker oder Weideland usw. Im Wieringermeerpolder wechselt die Breite der Parzellen von 250–500 Meter, die Länge von 500 bis 1700 Meter. Die gangbarsten Maße sind 250×800 Meter, wodurch man also Parzellen von 20 Hektar erreicht, die nötigenfalls zu größeren Betrieben zusammengelegt werden können.

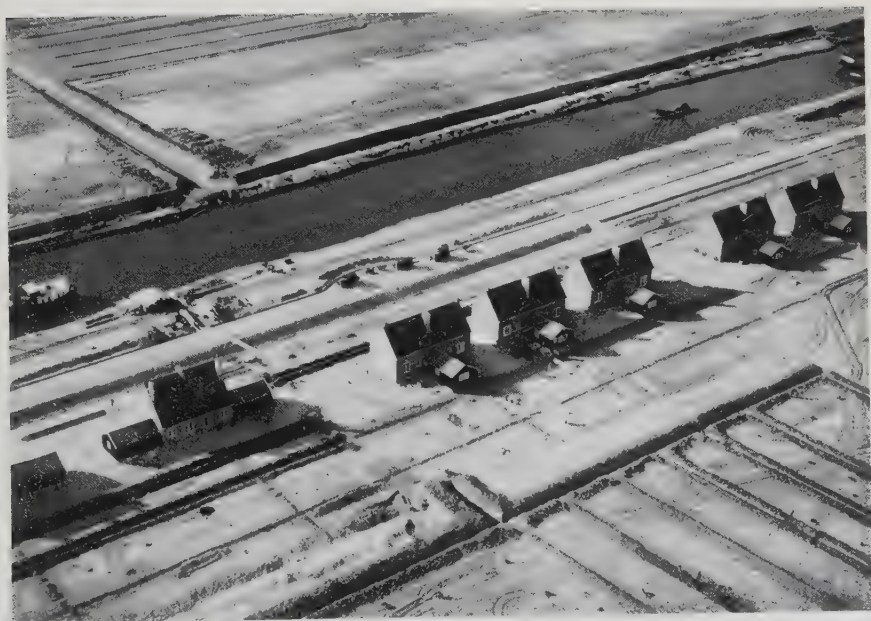
Schon bald zeigte es sich, daß der Verkehr zu Wasser einen weniger wichtigen Platz einnehmen würde, als man anfänglich dachte; infolge der Zunahme des Autoverkehrs kam der Transport mit Lastkraftwagen an erster Stelle. Die vielen Wasserwege machten etwa 60 Brücken notwendig. An Verkehrswegen liegen in dem Polder etwa 245 Kilometer, im allgemeinen schmal bepflastert, aber mit einer großen Rainbreite als Reserve, wo jetzt die Traktoren fahren, um die Wege nicht zu beschädigen.

Nach dem Ringen mit dem Wasser bei dem Bau von Deichen, Schleusen, Pumpstationen und Brücken kam bei den im Herbst 1931 angefangenen landwirtschaftlichen und kulturtechnischen Werken der Kampf gegen das im Boden zurückgebliebene Salz. Zur Urbarmachung des Polders wurde ein Netz von Gräben mit Maschinen und mit der Hand durch das ganze Gebiet gezogen, um das Regenwasser, welches das im Boden enthaltene Salz herausspült, schneller abzuführen. Nebenbei werden auch ganze Teile vom Polder drainiert, womit nicht die direkte Entsalzung, sondern die Förderung der Durchlässigkeit des Bodens bezweckt wird. Bekanntlich sind Gräben bei der Feldbestellung sehr hinderlich für die Maschinen usw. Durch Drainierung dagegen vermeidet man diese Schwierigkeiten. Außerdem ist bei dieser tieferen Entwässerung die Feldbestellung billiger. Momentan sind etwa 4000 Hektar Land drainiert. Das Anlegen der Abzugsgräben dauerte im ganzen zwei Jahre.

In den ersten Jahren versuchte man, das Entsalzen des Bodens soviel wie möglich zu fördern; eine genaue Kenntnis der Bodenbeschaffenheit war dafür Bedingung. Dazu ist eine Bodenkarte angefertigt worden, welche die Ergebnisse der Probebohrungen für je 5 Hektar bis zu einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ Meter angibt.



Hauptstraße einer Siedlung im Wieringermeer-Polder



Die ersten Siedlungshäuser im neu gewonnenen Ackerland des Polders

Im Hinblick auf die landwirtschaftlich-wissenschaftliche Seite der Trockenlegung hat man schon 1927 einen 40 Hektar großen Probepolder angelegt, wo man unter anderem Anhaltspunkte über die Behandlung von salzhaltigem Boden gewann. Im November 1935 wurde aber dieser Probepolder als normales Kulturland verpachtet.

Während im Anfang die Hauptarbeit im Entsalzen des Bodens lag, rückte in dem Maße, in dem der Boden salzärmer wurde, das Bestellen des Bodens in den Vordergrund. Der holländische Staat finanziert alle diese Werke; der Boden des ganzen Wieringermeerpolders gehört noch dem Staat. Seit 1. November 1934 sind etwa 1500 Hektar verpachtet. Bis dahin wurde der ganze Polder als ein Großlandwirtschaftsbetrieb verwaltet. Nach der Trockenlegung hat man den Polder in 65 Betriebe von je etwa 300 Hektar eingeteilt, worauf in Erwartung der Bauernhöfe große Scheunen errichtet wurden zum Unterbringen der Ernte, Gerätschaften und Raupenschlepper, letztere bei weichem Boden mehr als Pferde zum Ziehen geeignet wegen ihres geringen Bodendruckes. Die Leitung eines solchen Betriebes wurde einem Betriebsführer anvertraut, der, von Haus aus oft selber Bauer, die Bodenverhältnisse im neuen Gebiet kennenlernen wollte, meistens mit der Absicht, später einen Pacht- oder Eigenbetrieb zu beginnen. Diese 65 Betriebe bildeten anfänglich zusammen einen Großbetrieb. In demselben Maße, in dem der Boden normal wurde und die Errichtung der Gebäude fortschritt, wurden kleinere Grundstücke durch Verpachtung diesem Großbetrieb entzogen. Bei den holländischen Bauern bestand reges Interesse für die erste Abgabe von Grundstücken (November 1934). Dies machte eine Auslese nach sachlicher Eignung und finanzieller Widerstandskraft möglich. Die 46 Bauern, die zusammen 1500 Hektar für sechs Jahre gepachtet haben, sind mit der ersten Ernte in jeder Hinsicht sehr zufrieden. Der Staat baut den Hof und verpachtet Land und Haus nach einem sogenannten beweglichen Pachtsystem. Für jeden Betrieb wird eine Grundpachtsumme festgestellt, die bei der Indexziffer 100 zu zahlen ist. Dieser Index wird jährlich für Weideland und Ackerland gesondert festgesetzt. Für Weideland wird er bestimmt durch den Durchschnittsjahrespreis für Milch, für Ackerland durch die allgemeine Indexziffer, wie diese jährlich vom Landwirtschaftsministerium festgesetzt wird. Selbstredend verkauft der Staat bei dieser schlechten Konjunktur den neuen Boden vorläufig nicht. Mit einer geringen Anfangspacht berücksichtigt der Staat nicht nur den augenblicklichen Bodenbestand, sondern hilft damit auch den kommenden Bauern.

Schon bei der Trockenlegung bestanden verschiedene Pläne für Wohnzentren an 14 Stellen im Polder. Man entschloß sich aber zunächst zu einem Plan von drei an den Spitzen eines gleichseitigen Dreiecks gelegenen Dörfern. In jedem Dorf baute der Staat etwa 100 Arbeiterwohnungen, und er will damit nur den Grundstock zu größeren Siedlungen gelegt haben.



Der große Deich wird endgültig geschlossen

Ihr Ausbau soll der privaten Initiative überlassen bleiben. In diesen Arbeiterwohnungen darf kein Handel getrieben werden. Geschäftsleute können sich also nur niederlassen, wenn sie mit eigenem Vermögen das Geschäftshaus bauen können. Man hat auch in den Dörfern keine Grundstücke verkaufen wollen aus folgendem Grund: bei den für den Polder geltenden Bauvorschriften ist zunächst darauf hinzuweisen, daß dem Wieringermeerpolder 1926 und 1928 noch vor der Trockenlegung durch 2 Gesetze 5 Randgemeinden, alle mit verschiedenen, veralteten und darum für den Polder unbrauchbaren Bauvorschriften, kommunal angeschlossen wurden. Da aber die Bauvorschriften im neuen Gebiet, wo alles Neubau war, streng und aus einem Guß sein mußten, hat der Staat, um die nötige Einheit bei der Errichtung der Gebäude zu erreichen, den allgemeinen Erbpachtsbedingungen eine Klausel beigelegt, daß man sich beim Bauen an die von Staats wegen für dieses Gebiet festgestellten Bauvorschriften zu halten habe.

Das Grundprinzip ist, die Bevölkerung in den Dörfern soviel wie möglich zu konzentrieren. Durch das glänzende Straßennetz steht dem arbeitenden Menschen der weite Polder offen. Durch diese Zusammenziehung in Dörfern kann ein jeder seine wirtschaftlichen und geistigen Bedürfnisse befriedigen. Die Wohnkerne können, da es in diesem System nur wenige geben wird, gut eingerichtet werden: Clootdorp, die erste Niederlassung, seit Juni 1932 bewohnt, Middenmeer, das zweite Dorf (April 1933), haben jedes drei Kirchen, eine Schule und eine frei stehende Turnhalle. Die Kirchen

wurden von den verschiedenen Bekenntnisgemeinschaften mit kleinem staatlichem Zuschuß gebaut. Die Wohnzentren sind kanalisiert. Jede Wohnung hat eine vom Nachbargrundstück unabhängige Kanalisationsanlage und ist an das provinciale Elektrizitäts- und Wasserleitungsnetz angeschlossen. Straßenbeleuchtung, Müllabfuhr, Feuerwehr: alles ist in den Dörfern vorhanden. Ebenso ein Arzt und eine Pflegeschwester, ein Lager für Krankenpflegemittel, Meldestellen für erste Hilfe usw. schon seit 1932.

Die Bevölkerung besteht aus Betriebsführern, Pachtbauern, Bauhandwerkern, Landarbeitern, Geschäftsleuten und Beamten (Lehrer, Pfarrer, Ingenieure, Verwaltungsbeamte usw.). Die Landarbeiter kamen aus allen Teilen der Niederlande. Von etwa 2000 Bewerbern sind bis jetzt nur 175 Familien angesiedelt, in strenger Auslese nach fachmännischer Tüchtigkeit des Mannes und haushalterischer Fähigkeit und Ordnungssinn der Hausfrau. Beim Aufbau des dritten Dorfes, Wieringerwerf, das im Frühjahr 1936 fertig sein wird, werden auch den siedelnden Geschäftsleuten Bedingungen nach finanziellem Widerstand und Fachtüchtigkeit gestellt werden.

Am 1. November 1935 zählte der Wieringermeerpolder 2152 Köpfe (1209 Männer und 943 Frauen).

Die Bevölkerung lebt im bestdenkbaren Gesundheitszustand. Malaria kommt nicht vor! Diese Tatsache kann nicht nachdrücklich genug betont werden. Die Anophelesmücke, der Träger dieser Infektionskrankheit, ist zwar massenhaft in dem neuen Gebiet zu finden, aber den im Polder Neueingewanderten wurde von Anfang an gelehrt, die in jeder Wohnung vorhandenen Gaze- und Gitterfenster richtig zu benutzen, während außerdem anfangs unentgeltlich, später gegen eine kleine Vergütung Insektenvertilgungsmittel zur Verfügung gestellt wurden. Dieses Ergebnis ist um so befriedigender, da im Randgebiet des Wieringermeerpolders schon seit Jahrzehnten viel Malaria herrscht.

Die Bevölkerung zahlt ihre Steuern an die Randgemeinden, die sich aber soviel wie möglich abseits halten, wo es sich um Ausgaben für das Bewohnbarmachen des neuen Polders handelt. Die Einteilung ist vorübergehend. Dem Staatskolonisateur sind darum das Treffen und Bezahlen von Maßnahmen überlassen, wozu eigentlich die Gemeinden verpflichtet sind. Jetzt ist seit Juni 1935 beim holländischen Parlament ein Gesetz anhängig, um dem Polder bei der Einsetzung einer Gemeinde eine selbstständige Verwaltungsorganisation zu geben für fünf Jahre, die nicht wie überall sonst in den Niederlanden von einem durch die Bevölkerung selbst erwählten Gemeinderat gebildet wird, sondern von einer von Regierungsseite bestellten Kommission, die aber doch Selbstverwaltungsrecht und Autonomie besitzt. Die Verfassung gibt dazu seit 1922 die Möglichkeit. Es schien nämlich unerwünscht, da in diesem Gebiet alle Maßnahmen zuerst mit Staatsmitteln ausgeführt werden mußten wegen Mangel an genügend Mitteln aus den örtlichen Steuern, einen Gemeinderat darüber verfügen zu lassen, der übrigens hauptsächlich aus Arbeitnehmern des Staates besteht.

Selbstverständlich kann in diesem engen Rahmen nicht alles Wissenswerte über das große technische Werk, die Errichtung von Deichen, Pumpstationen, Schleusen und Brücken, über das neue Land, seine Gestaltung und seine Leute gesagt werden, zumal alles noch im Werden begriffen ist. Es gibt noch manche interessanten Probleme, die mit diesen Arbeiten zusammenhängen: zum Beispiel das Unterstützungsgesetz für die arbeitslos gewordenen Fischer, ihre Umschulung zu Handwerkern, die vergangene Salz- und die entstehende Süßwassersfischerei, das Binnengewässer als eventuelles Trinkwasserreservoir, die antiken Ausgrabungen, worüber sogar schon eine Doktorarbeit erschienen ist, das Einleben der neuen Bewohner usw.

Ingenieure, Landwirte, Sozialökonomien und wer nicht alles interessieren sich für die mannigfaltigen Probleme, die hier gelöst wurden. Es grenzt an das Unwahrscheinliche, daß man heute da, wo vor fünf Jahren noch die Wellen spielten, im modern eingerichteten Dorfgasthaus so gut bedient wird wie in der Großstadt. Dies alles trägt dazu bei, daß jeder, der Holland besucht, diese Arbeiten gesehen haben will. Ist diese Gegend auch flach und noch wenig lieblich, wer hier wohnt — wie der Schreiber dieser Zeilen seit fast drei Jahren — fühlt das Lebendige, das in ihr wach geworden ist, das sich im bunten Sprachgemisch der Kinder auf den Straßen, in den Trachten der Seelandsfrauen wieder spiegelt und wiederum unter sinkt in der großen Stille der endlosen Ebene. Kann diese Fläche mit ihren rauhen Seewinden im Winter unwirtlich sein und bleibt sie jetzt noch im Sommer kahl in ihrer Baumlosigkeit: ihr Reiz liegt im Neuen und Jungen.

Das ist das tiefe Erlebnis aller, die durch dies friedlich eroberte Stück Land gewandert kamen. Noch lange klingt ihnen der Anprall der Nordseewellen gegen den mächtigen Deich in den Ohren auf ihrer Rückreise in die Heimat.



Ein neues Bauernhaus im Wieringermeer-Polder

Photos von Luchtfoto K. L. M. (2) und K. Maaskant, Wieringen (7)

Paracelsus' äußere Erscheinung

VON KARL SUDHOFF

Die Persönlichkeit des Mannes aus Huttens Zeiten, dem meine Arbeiten den ihm gebührenden Platz wiedergegeben haben, ist weiten Kreisen heute vertraut geworden, und bes. die Jugend kennt ihn, vor allem durch Kolbenhevers Roman, aber auch von seinem Aussehen ist uns einige Kunde geworden, die vor einem größeren Leserkreis einmal besprochen zu werden verdient.

Schon mit dreißig Jahren konnte er auf eine lange Wanderzeit zurückschauen, die ihn in die verschiedensten Gegenden Europas geführt hatte, vom fernsten Nordostwinkel Spaniens, von San Jago di Compostella, bis hinunter nach Palermo und wieder bis hinauf nach Stockholm und den Schären um Galtjöbaden, nach Wisby und Kopenhagen, ins preussische Ordensland und in das Innere Rußlands, nach Konstantinopel und Rhodos — eine Vielgereisetheit, die ihn doch einmal fast unbefriedigt in die Worte ausbrechen ließ: „Wer kann alle Winkel durchstreifen“, weil er nicht ernstlich nach Asien und Afrika hineingekommen war. Früh schon hatte er sich in Salzburg niedergelassen und dort seine ärztliche Praxis eröffnet, doch ohne dort festzuwurzeln zu können, da die Äußerungen seines warmen Herzens für die Bedrängten ihn in den Verdacht gebracht hatten, mit den unruhigen Bauern nicht nur im Herzen zu sympathisieren, sondern auch in unmittelbarer Verbindung zu stehen, was ihm eine hochnotpeinliche Untersuchung auf den Hals gelockt hatte. Ernstliches gegen ihn war nicht zutage gefördert worden; man ließ ihn frei, hatte ihn aber doch mal wieder auf die Wanderschaft gezwungen, über München, Ingolstadt, Ulm nach der schwäbischen Heimat seines Geschlechtes, der Bombaste von Hohenheim. Begleitet von einer großen Schülerzahl, die gespannt an seinem Munde hing, zog er nun durch das obere Rheinthal, Baden, Württemberg und das Elßaß zwischen Freiburg, Straßburg und Basel einher, schon fast von der Legende umwittert im eindringlichen Reklameschriftwerk pseudonummer Schüler wie des „Valentin vom Ries“, des Dänen Cabens, des „Klaus aus Neapel“ oder wie sie sich sonst mystifizierend nannten.

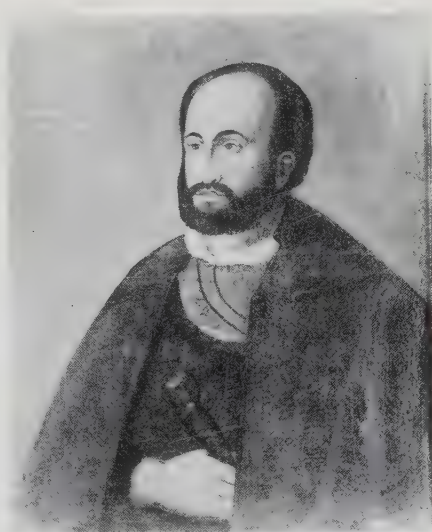
Zum leidenden Buchbändler Froben 1526 nach Basel berufen, ist er damals auch in seiner äußeren Erscheinung festgehalten worden von dem Zeichenliste des großen Hans Holbein d. J. im Auftrage des vermögenden



1. Handzeichnung von Hans Holbein d. J. 1526



2. Stich von Wenzel Hollar



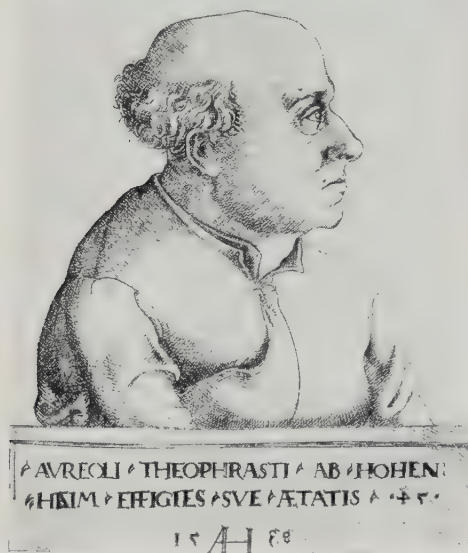
3. Ölgemälde in St. Gallen

Bonifatius Amerbach, der auch dieses Paracelsusbildnis in seine Mappen legte mit zahlreichen anderen, die heute das Baseler Kunstmuseum zu seinen größten Schätzen zählt (Abb. 1). Um 1600 wollte ein beachtlicher Könnner in graphischer Porträtierungskunst, der Böhme Wenzel Hollar, den Paracelsus im damaligen Zeitstil nachzeichnen. Er wußte sich die Holbein-Zeichnung aus dem Amerbach-Nachlaß zu verschaffen und fixierte sie nun nach seiner Weise flott im Zeitstil. Im Schlapphut statt des üblichen Barettts der Gelehrten, das er verpönte, war Hohenheim damals einhergegangen. Ubelwollende haben ihm 1527 in Zürich darum auch angehängt, „er habe wie ein Fuhrmann ausgesehen“, wohl vor allem wegen des Schlapphutes, wie er ihn damals trug und mit dem Holbein ihn porträtierte in seinem „Jüngeren Mann mit dem Schlapphut“. Was Wenzel Hollar aus diesem Bildnis machte, ist höchst charakteristisch für den Anfang des 17. Jahrhunderts, allein schon in dem Schlapphut, der weit stärkere Lappung und Buchten bekommt als in Holbeins schöner, charaktervoller Schlichtheit. Auch was er an dem schlichten, kuttentartigen Gewande änderte, stimmt zur Forderung der Zeit (Abb. 2).

Ein weiteres Paracelsus-Bildnis ist in anderer Weise beachtlich, ein Bild, das in St. Gallen hängt. Auch dort hatte ein in der Stadtgeschichte einflußreicher Mann, der für allerhand geheimes Wissen sich interessierte, Bartholomäus Schobinger, ein Paracelsus-Bildnis besessen, das lange verschollen war. Es sollte ein bärtiges Bildnis gewesen sein, so berichtete dunkle Kunde. Vor einigen Jahrzehnten tauchte nun in St. Gallen ein angebliches Paracelsus-Bildnis auf, das das Bildnis Hohenheims aus Schobingers Besitz sein sollte. Es war denn auch ein bärtiges Bildnis (Abb. 3). Es hängt in der Apotheke der Kunstsammlung des dortigen Museums. Ich halte das Bild für eine nicht allzu geschickte Fälschung eines recht mäßig begabten Künstlers. Daß der blonde Sohn einer Einsiedler Mutter jemals so ausgesehen habe, scheint mir unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich wegen des zu dunklen Bartes und Haupthaares. Eine Vorlage hierfür ist leicht in einem der vielen Exemplare des zweiten Hirschvogelopus zu finden, zu denen wir uns nun wenden wollen.

Die Hirschvogel-Bilder des alternden Paracelsus aus dem Ende der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts sind von hohem historischem Werte. Paracelsus hatte im August 1538 drei seiner Schriften, die „Defensionen“, den „Labyrinthus der irrenden Ärzte“, das „Buch über die tatarischen Krankheiten“ und eine „Kärntner Chronik“, gewidmet den Standesgenossen des Kärntner Landadels, ihnen geschickt und gebeten, man möge deren Drucklegung veranlassen. Von vierzehn der adeligen „Landsleute“ untersiegelt, war ihm darauf ein Dankschreiben am 2. September 1538 zugegangen, worin es hieß, „man wolle keinen Fleiß sparen, damit solche Eure Schriften mit dem ehesten in Druck kommen“. Hoffnungsvoll wartete der oft Enttäuschte auf die Erfüllung dieses Versprechens. Er hatte sich inzwischen von dem damals in Kärnten weilenden bekannten Glasmaler, Stempelschneider,

ALTERIVS NON SIT + QVI SVVS ESSE POTEST



4. Stich von Augustin Hirschvogel 1538

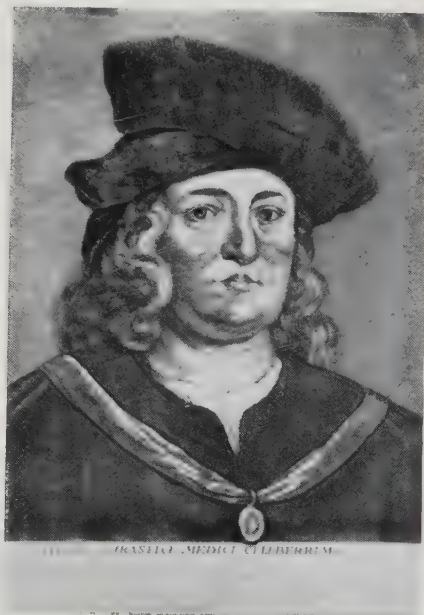


5. Stich von Augustin Hirschvogel 1540



6. Gemälde von P. P. Rubens nach Jan van Scorel

(Nach Vorlagen der Sammlung Sudhoff, Leipzig)



7. Stich von P. Stent nach dem Scorel-Rubens-Bildnis

Radierer und Ingenieur aus Nürnberg, Augustin Hirschvogel (1503 bis 1553), porträtieren und in Kupfer stechen lassen, um das Bild dem Buche beizugeben. Es kann sich recht wohl sehen lassen, dies Hirschvogelsche Profilbildnis von 1538, das wir nach einem vortrefflichen Abdruck der Kupferplatte auf der Wiener Albertina dieser Veröffentlichung als Abb. 4 beigeben, ein äußerst charakteristischer Kopf im Profil, dem Hohenheim zwei Jahre später, als sich die Drucklegung immer noch verzögerte, ein zweites Porträt von Hirschvogels Hand folgen ließ, das ihn mit dem Schwerte aufstoßend seinen Landsleuten gegenüberreten läßt. Der in den versloffenen beiden Jahren sichtlich gealterte Mann steht auf diesem sehr ernsten Bilde (Abb. 5) trotzig neben einer Säule und hat dem alten Wahlspruch: „Alterius non sit, qui suus esse potest“ erboft einen zweiten beigegeben: „Omne donum perfectum a Deo, imperfectum a diabolo“, als ob er die wortbrüchigen Genossen von der Landschaft gleichsam zum Teufel jagen wollte. Gerade dies Paracelsus-Bildnis ist immer wieder reproduziert worden: weit über ein halbes Hundert Bildnisse aller Art des Theophrastus Bombastus von Hohenheim hängen von diesem herausfordernden Striche von 1540 ab, den man wohl als besonders charakteristisch angesehen hat.

Zum Schlusse möchte ich noch ein Bild aus jüngeren Jahren vorlegen, das auch seine Geschichte hat. Es sind schon einige Jahrzehnte her, da war in einer elsässischen Ausstellung ein „Dürer-Bildnis“ des Paracelsus zu sehen, das später unter dem Namen eines niederländischen Künstlers im Louvre wieder auftauchte. Da hängt es noch heute, dem Jan van Scorel (1495 bis 1562) zugewiesen. Der Dargestellte scheint noch in den Dreißigen zu stehen, rechts neben dem Kopfe ist die Stadt Dinant mit dem Bavardsfelds zu sehen und unterhalb des Kopfes die in dieser Höheit der Ausföhrung für einen empfindlichen Künstler unmögliche Aufschrift: FAMOSO DOCTOR PARESELSVS. Auf den Kopf ist eine Pelzmütze gestülpt und das Antlitz auf beiden Seiten von einer dunklen Lockenperücke umwallt, unter der aber, wie der Baseler Kunsthistoriker Ganz zuerst entdeckte und ich am Original im Louvre bestätigen konnte, vor dem rechten Ohr des Dargestellten einige blonde Haarsträhne sichtbar werden. Man sollte danach vermuten, daß das Bild in Dinant gemalt sei etwa ums Jahr 1528. Bisher ist aber nichts davon bekannt, daß Hohenheim um diese Zeit in Belgien gewesen wäre. Das Bild ist mit geringen Varianten auch anderwärts vorhanden, meist ohne den Namen des Dargestellten, aber Rubens zugeschrieben (1577 1640), der ja zeitlich zu Hohenheim keinerlei Beziehung hat, zum Beispiel im Haag (Sammlung Kuns), in Oxford (Bodleian Library) unter Ablösung von dem Hintergrunde mit dem vielleicht nur wegen seiner malerischen Wirkung gewählten Städtchen Dinant (Abb. 6). Eine Variante dieses Scorel-Bildnisses diene uns als Abschluß; es gibt eine Abänderungsform wieder, die in einer ganzen Gruppe von Bildern ein Paradebildnis anderer Art zeigt (Abb. 7): Paracelsus mit einem Königsmedaillon an breitem Seidenbände um den Hals.

Biologie – das Fundament

Von Adolf Meyer

I.

Die Biologie genießt heute zweifellos den Vorzug, die am meisten populäre Wissenschaft zu sein. Fachkundigen war es freilich schon lange klar, daß die Biologie mehr und mehr das Haupt- und Kernstück naturwissenschaftlichen Denkens bilden würde. Schon im Jahre 1916 bezeichnete der bekannte amerikanische Psychologe Titchener die Biologie als „the most modern science“. Sie ist zweifellos im Begriff, die Physik¹⁾ aus ihrer angestammten und bisher kaum angefochtenen Herrscherrolle im Bereich der Naturwissenschaften zu verdrängen. Das beweist besonders eindrucksvoll der bisherige Verlauf der deutschen Revolution. Ihre Ideologie wird überall von einem starken Strom biologischen Denkens getragen und fortwährend befruchtet, so sehr, daß prominente Nationalsozialisten nationalsozialistisches Denken geradezu mit biologischem Denken identifizieren. Begriffe wie Rasse, Blut und Boden, Umwelt und das ganze Gebiet der Eugenik, die vorwiegend biologischem Denken entstammen, und mit denen noch vor einigen Jahren nur sehr wenige unter den Gebildeten zutreffende

¹⁾ Die Geschichte des wesentlichen Erkenntnisbestandes der Physik ist auch erst 100 Jahre alt. Der bekannte russische Physiker D. D. Schwolson hat in seinem leider viel zu wenig bekannten, aber außerordentlich lesenswerten Buche „Die Evolution des Geistes der Physik 1873—1923“, Braunschweig 1925, einwandfrei gezeigt, daß die Physik ihre hauptsächlichste Entwicklung eigentlich erst in den letztvergangenen 60 Jahren erfahren hat, wobei natürlich von der Mechanik abgesehen wird, die aber nach Schwolson aufgehört hat, noch eine physikalische Wissenschaft zu sein, da sie tatsächlich von völlig idealisierten, also rein mathematisch gewordenen Gegenständen handelt. Zur Verdeutlichung seiner These bringt Schwolson in Erinnerung, was vor dem Jahre 1823 an eigentlich physikalischen Sachverhalten bekannt war. Das ist an der modernen Physik gemessen ein ganz unwesentlicher, sehr beschränkter Erkenntnisbestand. Von der Elektrizität, die im verflochtenen Jahrhundert nicht nur das physikalische Weltbild, sondern auch durch die Elektrotechnik das Antlitz der Erde so grundlegend verändert hat, wußte man damals nur unwesentlich mehr, als schon die Griechen wußten, nämlich so gut wie nichts. Es ist geistesgeschichtlich angesehen vollkommen zutreffend: Die Physik im heutigen Sinne repräsentiert genau so die Erfüllung des wissenschaftlichen Erkenntnisbedürfnisses des 19. Jahrhunderts und der Wende zum 20., wie die klassische Mechanik Newtons die gleiche geistesgeschichtliche Funktion für das vorhergehende 18. Jahrhundert gehabt hat. Spengler hat m. E. darin recht: die Physik gehört genau so zum Wesensbestand des 19. Jahrhunderts wie dessen Wirtschaftsliberalismus und industrieller Imperialismus, die allesamt aus derselben Wurzel herausgewachsen sind. Die modernste Kausalitäts- und Grundlagenkrise der Physik und das Satyrspiel, mit dem der sophistische Positivismus ihre Erkenntnisart anachronistisch im unpassenden Augenblick ihres Zusammenbruchs vergöttert, dokumentieren nur den revolutionären Wandel der Naturerkenntnis, der sich heute an und durch uns vollzieht. Heraufzieht das neue biologische Jahrhundert! In seinem Rahmen wird auch die Physik nicht nur weiterleben, sondern in ganzlich neue Erkenntnisbeleuchtung rücken, genau so wie die klassische Mechanik durch die moderne Physik theoretisch überwunden und zugleich in neue Beleuchtung (Wellenmechanik) gerückt worden ist. In solcher Weise wird auch die heutige Physik in der kommenden Biologie theoretisch aufgehen und damit in neuem Lichte fortleben.

Vorstellungen zu verbinden wußten, sind heute jedem Kinde, das die Volksschule verläßt, geläufige Vorstellungen.

So erfreulich die daraus entspringende Steigerung ihrer sozialen Bedeutung für die Biologie auch ist, so schwer ist andererseits auch die Verantwortung, die ihr daraus erwächst. Denn die Biologie ist selbst noch in hohem Maße eine unfertige und werdende Wissenschaft, welche die ihr eigentümliche, einigermaßen endgültige Lebensform noch nicht gefunden hat, sie vielmehr immer noch intensiv sucht. Infolgedessen dürfen ihre Ergebnisse nur mit allergrößter Vorsicht heute schon praktisch-politisch nutzbar gemacht werden, wenn anders beiden Gebieten, der Biologie sowohl wie der Politik, schwerer Schaden und bittere Rückschläge erspart bleiben sollen. In diesem Sinne wird es nützlich sein, einmal die wichtigsten und wesentlichsten Merkmale biologischen Denkens und Forschens klarzustellen.

Die Schwierigkeiten beginnen schon bei dem Versuch, überhaupt zu definieren, was Biologie denn eigentlich ist. Die bloße Worterklärung, welche die Biologie die „Wissenschaft vom Leben“ nennt, ist völlig ungenügend, um nicht zu sagen irreführend. Sind denn nicht, von den Geisteswissenschaften ganz zu schweigen, mindestens die Psychologie und die Soziologie auch Wissenschaften vom Leben? Nun bestehen ja zweifellos besonders innige erkenntnislogische Beziehungen zwischen der Biologie und diesen anderen Wissenschaften vom Leben, darauf weist schon die unverkennbare substantielle Verwandtschaft der Theorienbildung und des Denkens in diesen drei Wissenschaften hin. Wenn sich daher zeigen ließe, daß die Biologie den ideologischen Urquell oder die Grundlagenwissenschaft bildet, aus dem die beiden anderen Disziplinen ihren Prinzipien- und Theorienbedarf decken, dann könnte man gleichwohl der Biologie noch den logischen Vorrang als der Wissenschaft vom Leben zubilligen. Aber eben dies läßt sich, obschon es *naiv-dogmatisch* von nicht wenigen Forschern als selbstverständlich angenommen wird, nicht beweisen. Wir werden gegen Ende unserer Betrachtungen sogar sehen, daß eher das Gegenteil dieser Behauptung richtig ist. Einstweilen genügt es, darauf hinzuweisen, daß in ihrer bisherigen Ideengeschichte die Biologie mindestens ebenso oft ideologische Anleihen bei der Psychologie gemacht hat — man denke an den Lamarckismus und seine Herleitung fundamentaler biologischer Prinzipien aus dem „Bedürfnis“, das doch in erster Linie eine psychische Angelegenheit ist, sowie an die Deutung der organischen Vererbung vom „Gedächtnis“ her, die sich nach den genialen *Aperçus* von Hering und Butler zum Mnemismus Semons und Bleulers verdichtet hat — und bei der Soziologie — man denke an Darwins Selektionsprinzip, das eine Übertragung des liberalen Prinzips vom freien Konkurrenzkampf manchesterlicher Prägung in die organismische Sphäre darstellt, sowie an die derselben ökonomischen Ideologie entstammende Theorie der Arbeitsteilung der Organe — wie Psychologie und Soziologie andererseits von der Biologie her ideologisch beeinflusst worden sind. Am besten vermeiden wir alle illegitimen theoretischen Ansprüche von seiten der Biologie, wenn wir sie ihren faktischen Erkenntnis-

leistungen entsprechend einfach als die Wissenschaft vom organischen Leben definieren, also als die Wissenschaft vom Leben der Tiere und Pflanzen und des Menschen, soweit er dem Tierreich angehört, ohne uns weiter in spitzfindige Erörterungen darüber zu verlieren, was denn nun das Organische selber eigentlich ist. Denn das zu ermitteln ist ja gerade die eigentümliche Aufgabe der Biologie selbst.

II.

Nach diesen Vorbereitungen lautet nun unser Problem: welcher Art sind die von der Biologie bisher erarbeiteten Erkenntnisweisen zur Lösung ihrer Aufgabe? Es sind das im grundsätzlichen drei, nämlich die monistische, innerhalb der Biologie gewöhnlich als Mechanismus bezeichnet, die pluralistische, hier in der Gestalt des Vitalismus, und die holistische.

Wie es innerhalb der Psychologie eine Forschungsrichtung gibt, den Behaviorismus¹⁾ nämlich, die am treffendsten als „Psychologie ohne Seele“ zu charakterisieren ist, so läßt sich der biologische Mechanismus am besten als den Versuch definieren, Biologie ohne Organismus zu betreiben. Man will ein System der biologischen Erkenntnis errichten, das, wenn es vollendet vorliegen würde, den Begriff des Organismus völlig ausgemerzt hätte und alle typisch organismischen Erscheinungen restlos als auch nur physikalisch-chemische Erscheinungen entlarvt hätte. Im Sinne dieser Ideologie ist die Physiologie, in der man gewöhnlich die biologische Grundwissenschaft sieht, nichts weiter als „Physik des Organischen“ (Czapek). Ganz konsequent im Sinne dieser Auffassung kennt das älteste und angesehenste deutsche wissenschaftliche Organ für Physiologie (Pflügers Archiv) nur Arbeiten, die entweder „mit vorwiegend physikalischer, vorwiegend chemischer oder vorwiegend physikalisch-chemischer Methodik“ angefertigt worden sind. Für Arbeiten mit vorwiegend physiologischer oder biologischer Methodik besitzt dieses Organ weder einen Redaktor noch ideologischen Raum. Daß sich trotzdem viele derartige Arbeiten in ihm finden, ist nur ein Hinweis darauf, daß hier wie überall im Leben eine beträchtliche Kluft zwischen Idee und Wirklichkeit besteht. Wir dürfen uns dabei aber nicht beruhigen, sondern haben uns zu fragen, ob dieses Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen nur der Ausdruck eines eben nur heute noch bestehenden Unvermögens ist, wie die meisten Physiologen stillschweigend anzunehmen scheinen, oder ob es tiefere prinzipielle Gründe hat, so daß sich möglicherweise zeigen läßt, daß es sich hier nicht nur um ein Nochnicht, sondern um ein wirkliches Prinzipiellnicht handelt. Im letzteren Falle müßte dann natürlich die mechanistische Doktrin definitiv aufgegeben werden. Ich glaube, daß dies der Fall ist. Die Lage, in der sich die Mechanisten innerhalb der Biologie befinden, ist heute schon so verzweifelt geworden, daß man getrost behaupten kann, daß es nicht mehr Sache der Gegner ist, den Mechanismus zu widerlegen und ihre eigene Position ihm gegenüber zu beweisen, sondern daß die Mechanisten selbst das volle onus probandi (Last des Beweisens) für ihre Lehre zu tragen haben.

¹⁾ Von Behaviour Verhalten, also Verhaltenslehre.

Gleichwohl mag ein Vergleich mit einer ganz ähnlichen geistesgeschichtlichen Situation, welche die Physik um die Jahrhundertwende zu bestehen gehabt hat, zeigen, wie hoffnungslos heute tatsächlich die Situation des Mechanismus auch innerhalb der Biologie geworden ist. Es ist nämlich noch gar nicht so lange her, daß auch in der Physik alle Welt von der selbstverständlichen Geltung des mechanistischen Erkenntnisprogramms überzeugt war. Die Mechanik ist die Lehre von der Bewegung der einfachsten physikalischen Systeme, als welche damals die Massenpunkte galten. Die Aufgabe der Physik wurde alsdann darin gesehen, alle Naturerscheinungen auf diese Bewegungen der elementarsten physikalischen Gebilde zurückzuführen, mit andern Worten alle sonstigen physikalischen Theorien und Gesetze, die die Form von Differentialgleichungen erhalten hatten, aus den Grundgleichungen der Mechanik abzuleiten. In der Physik standen sich damals zwei Theoriengruppen gegenüber, die Gruppe der mechanischen Wissenschaften, für die das mechanistische Programm tatsächlich durchgeführt worden war — Mechanik, Akustik und der größte Teil der Wärmelehre — und die Elektrodynamik, die Ätherphysik, zu der die Elektrizitätslehre, der Magnetismus, die Optik und die Lehre von der Wärmestrahlung gehörten. Den Erkenntnistypus dieses Gebietes stellten die Maxwell'schen Gleichungen dar, und es war nun die Frage, ob und wie diese aus den Grundgleichungen der Mechanik abgeleitet werden könnten. Die Anhänger des Mechanismus in der Physik waren von der selbstverständlichen Durchführbarkeit dieses physikalischen Erkenntnisprogramms überzeugt. Allein alle Versuche, es zu realisieren, blieben erfolglos, und die Physik kam aus der Stagnation, in die sie durch die mechanistische Ideologie geraten war, erst heraus, als man auf die Idee verfiel, es einmal umgekehrt zu versuchen und die Grundgleichungen der Mechanik als logische Simplifikationen aus denjenigen der Ätherphysik abzuleiten. Das gelang und führte in der Folge über Relativitätstheorie, Quantentheorie und Atomistik zu den grundstürzenden Ergebnissen der modernsten Physik, deren wichtigstes die restlose Beseitigung des klassischen, anschließend an der Mechanik geschulten streng deterministischen Kausalitätsprinzips und seine Ersetzung durch das antimechanistische Prinzip der sogenannten „statistischen Kausalität“ ist. Für uns ist das Wichtigste an dieser Erkenntnisentwicklung der Physik, daß der hier unternommene Versuch einer ernsthaften Durchführung der mechanistischen Ideologie mit ihrer völligen und radikalen Beseitigung geendet hat. Die theoretische Stagnation, in welche die Physik um die Jahrhundertwende zweifellos geraten war — und zwar durch die Schuld der mechanistischen Doktrin — verschwand erst, als man sich zu ihrer Aufgabe entschlossen hatte. Sollte es innerhalb der Biologie anders sein und sollte nicht auch die ebenso zweifellose Stagnation vieler der Physiologie theoretisch nahestehender biologischer Disziplinen den gleichen ideologischen Grund haben?

Das ist ganz gewiß der Fall! Das zeigen auf das entschiedenste alle ernsthaften Versuche, die bisher in der Physiologie unternommen worden sind, um

das mechanistische Programm wirklich durchzuführen. Wollte man sie alle aufzählen, müßte man schon mit der bald nach der Geburt der modernen Physiologie, die durch Harveys Entdeckung des Blutkreislaufs bewirkt worden ist, einsetzenden sogenannten Satriomechanik¹⁾ beginnen. Es genügt aber, nur die letzten großartigen, in dieser Richtung unternommenen Versuche zu erwähnen. Diese erblicke ich in der durch Pfeffer und Overton gewonnenen Osmose- und Lipoidtheorie, die die typisch-biologische Auswahlwirkung der Zellhaut hinsichtlich der durchgelassenen Substanzen rein physikochemisch erklären sollte, ferner in der Lehre von der sogenannten künstlichen Befruchtung, mit der Loeb dieses organismische Urphänomen rein chemisch erklären wollte, und schließlich auch in der modernen Gärungstheorie der Muskelarbeit von Meyerhoff und Hill. Alle diese Theorien haben trotz der sehr wertvollen Aufschlüsse, die sie gebracht haben, gemessen an dem mechanistischen Erkenntnisziel, das sie zu erreichen hofften, völlig versagt, das typisch Vitale hat sich noch jedesmal dem physikochemischen Zugriff zu entziehen gewußt. Was man gefunden hatte, war immer nur Physik und Chemie, und das, was man finden wollte, war in immer weitere Ferne verschwunden. Damit soll nichts gegen den Wert und die Notwendigkeit dieser Forschungen gesagt sein, im Gegenteil, sie waren nicht nur erforderlich, um die Unzulänglichkeit der mechanistischen Ideologie auch für die Biologie zu beweisen, sie sind vielmehr auch in Zukunft unbedingt erforderlich; denn das physikochemische Geschehen reicht überall tief hinein in das Organische, das erst dann seine ganze Tiefe und Schwere enthüllt, wenn man es eben, soweit irgend möglich, vom dem es durchdringenden und umhüllenden physikochemischen Geschehen säubert. Was aufgegeben werden muß, ist also nicht die physikochemische Forschung am Organismus, sondern der völlig unbegründete Glaube, das Organismische selbst dadurch erkennen zu können und Biologie zu betreiben, wo es doch nur Physik und Chemie ist, was unternommen wird.

Diese mechanistische Doktrin muß somit wegen der mit ihr gemachten negativen Erfahrungen als mögliches biologisches Erkenntnisideal aufgegeben werden. Ohne leitende und bodenständige Ideologie kann aber keine Forschung gedeihen. Die mechanistische Idee ist nicht auf biologischem Boden gewachsen und hat für die Biologie deshalb nur negativierenden Wert. Wie wäre es, wenn die Biologie sich einmal die oben geschilderten ideologischen Erfahrungen der Physik zunutze machte und sich fragte, ob vielleicht auch ihr ebenso wie der Physik erst eine radikale Umkehrung der mechanistischen Idee dazu verhelfen könnte, ihr eigenes bodenständiges Erkenntnisideal zu finden? Wir werden bald finden, daß uns dieser Weg zum Holismus führt, der tatsächlich die Kraft besitzt, die Biologie wieder biologisch zu machen. Zuvor müssen aber noch einige Bemerkungen über den Pluralismus innerhalb der Biologie gemacht werden, der hier in Form des Vitalismus eine sehr bedeutende Erkenntnisleistung vollbracht hat.

1) Bedeutet „medizinische Mechanik“.

III.

Während der mechanistische Monismus jede grundsätzliche Verschiedenheit und Unableitbarkeit zwischen den verschiedenen Wirklichkeitsbereichen a priori leugnet und alle komplexeren Wirklichkeiten auf die einfachste und primitivste von ihnen, eben die mechanische, zurückführen möchte, hält der Pluralismus jedes derartige Bemühen ebenso a priori für vollkommen sinnlos. Er glaubt an die grundsätzliche Unableitbarkeit oder Kontingenz der verschiedenen Wirklichkeitsstufen. Am folgerichtigsten und geistvollsten im Hinblick auf alle vorhandenen Wirklichkeiten von den idealen Existenzen der Logik und Mathematik bis zu den realsten Wirklichkeiten der Psychologie und Soziologie, via Physik und Biologie natürlich, ist diese Auffassung von dem französischen Philosophen Emile Boutroux vertreten worden. Uns interessiert an dieser Stelle aber nur diejenige spezielle Gestalt, die der Pluralismus — natürlich schon lange vor Boutroux — innerhalb der Biologie angenommen hat. Das ist der Vitalismus. Er versichert demnach, daß es völlig ungereimt ist, nach irgendwelchen verborgenen Ableitungszusammenhängen zwischen der physikalischen und der organismischen Wirklichkeit überhaupt zu suchen. Nach seiner Meinung besteht hier vielmehr eine absolut unüberbrückbare Kontingenz. Am eindringlichsten ist dieser Standpunkt bis heute von Hans Driesch festgehalten worden. Dieses vitalistische Denken hat in der Geschichte der biologischen Erkenntnis mehrfach eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Immer nämlich wenn die Übertreibungen des mechanistischen Prinzips die Biologie in Sackgassen der Erkenntnis hoffnungslos festgefahren hatten, wirkte der Vitalismus befreiend als Retter in der Not, indem er den Bereich des Organischen als solchen in seiner unerlösbaren Autonomie wieder herstellte. So geschah es in den durch die Extravaganzen der Sackmechanik und des alten Evolutionismus verursachten Krisen des biologischen Denkens und so ist es auch bei der Überwindung des modernen biologischen Mechanismus geschehen. Allein über die reine Negation alles Mechanismus' gelangte der Vitalismus nicht hinaus. Positiv brachte er es bestenfalls zu einer der jeweiligen Lage angepassten Renaissance der klassischen Biologie des Aristoteles, wie sie die Begriffe der „Entelechie“ und der prospektiven „Potenz“ bei Driesch und der Begriff der „Psychoide“ bei J. von Uexküll darstellen. Allein die bloße Erneuerung vergangener Gipfelleistungen ergibt niemals jene originale Lösung, nach der die neue Stunde der Geistesgeschichte verlangt. So stellt auch der heutige Vitalismus noch nicht selbst die Erfüllung der biologischen Forderung unserer Lage dar, wohl aber hat er der kommenden Biologie den Weg geebnet. Ich sehe sie im Holismus heranreifen.

IV.

Die Erkenntnisideale des Mechanismus und des Vitalismus versagen beide im biologischen Erkenntnisbereich, der Mechanismus, weil er hinter den Erfordernissen der biologischen Erfahrung zurückbleibt, der Vitalismus,

weil er über sie dogmatisch hinausgreift und mehr behauptet, als die tatsächlich vorliegende biologische Erfahrung gestattet. Wir können bestenfalls sagen, daß wir noch nicht imstande gewesen sind, Ableitungsbeziehungen zwischen der biologischen und der physikalischen Erkenntnis aufzufinden. Daß wir dazu prinzipiell niemals in der Lage sein sollen, ist entschieden eine erkenntnistheoretisch unbegründete dogmatische Übertreibung. Wir könnten diese Ableitung ja bisher nur in der falschen Richtung gesucht haben. Das ist bei genauerer Überprüfung der Lage in der Tat der Fall. Wir haben bisher immer als selbstverständlich angenommen, daß diese Ableitungsbeziehungen „natürlich“ nur in der Richtung einer Zurückführung des Organischen auf das Physikalische gesucht werden könnten, daß somit die Axiome¹⁾, Prinzipien und Theorien der Biologie nur aus den ihnen jeweils logisch entsprechenden Axiomen, Prinzipien und Theorien der Physikochemie abgeleitet werden könnten. Aber rein logisch angesehen ist ja auch noch das umgekehrte Verfahren möglich! So unmöglich dieses Vorgehen auf den oberflächlichen Blick zu sein scheint, — wie sollte man jemals die klaren, in exakter mathematischer Formulierung vorliegenden Theoreme der Physik aus den doch weit weniger vollkommenen „Regeln“ der Biologie ableiten können?! — um so mehr gewinnt es gleichwohl an Wahrscheinlichkeit, wenn man ihm auf den Grund geht. Der erste Forscher, der meines Wissens eine derartige Vermutung, wenn auch in noch reichlich dunkler Form, geäußert hat, ist der hervorragende englische Physiologie J. C. Haldane. In einer im Jahre 1907 an seine englischen Kollegen gerichteten Ansprache nahm Haldane mit Bezug auf eine der unseren ähnliche Fragestellung folgenden Standpunkt ein: „Daß Biologie und Physik sich zu irgendeiner Zeit einmal vereinigen werden, das erscheint wohl nicht zweifelhaft. Aber wir können zuversichtlich vorherzusagen, daß, wenn dieser Moment eintritt, und eine von beiden Wissenschaften von der anderen aufgesogen wird, diese ganz gewiß nicht die Biologie sein wird.“ Damit ist zum ersten Male die vordem und auch heute noch als selbstverständlich hingegenommene theoretische Abhängigkeit der Biologie von der Physik ernstlich in Frage gestellt worden. Vor etwa zehn Jahren hat dann der hervorragende südafrikanische Staatsmann General J. C. Smuts in seinem Buche „Holism and Evolution“ die wesentlichen Züge einer neuen, aus demselben organischen Denken entspringenden Philosophie zu zeichnen unternommen, während der Verfasser dieser Zeilen in seinen „Ideen und Idealen der biologischen Erkenntnis“ versucht hat, die Grundlagen einer auf das neue Erkenntnisideal des Holismus gegründeten Biologie zu legen. Worin besteht nun das Wesen dieser neuen holistischen Biologie?

Das Erkenntnisideal des Holismus²⁾ stellt zunächst eine wirkliche logische Synthese des mechanistischen mit dem vitalistischen Erkenntnisideal dar, es vermeidet beider dogmatische Übertreibungen und gestaltet den positiven

¹⁾ = Letzte und oberste Grundsätze der Forschung.

²⁾ Aus dem Griechischen (τὸ ὅλον) = Ganzheitsphilosophie.

Gehalt beider Systeme zu einem neuen Erkenntnisideal, das den tatsächlichen logischen Bedürfnissen und Erfahrungen der gegenwärtigen Biologie auf das beste entspricht. Mit dem Vitalismus stimmt der Holismus in der Behauptung der Autonomie des Organischen und damit in der Ablehnung eines jeden Versuches, das Organische aus dem Physischen abzuleiten, überein. Der Holismus mißbilligt aber den vitalistischen Dogmatismus, der ganz allgemein jede Art von Ableitungsmöglichkeit zwischen Organischem und Physischem negiert, ist vielmehr mit dem mechanistischen System der Überzeugung, daß wir nicht ablassen dürfen, irgendeine Art von Ableitung zwischen den in Rede stehenden Wirklichkeitsbereichen zu suchen. Er findet eine solche, indem er die vom Mechanismus behauptete Ableitungsbeziehung zwischen beiden umkehrt. Gestützt auf die oben geschilderten logischen Erfahrungen über das Scheitern des physikalischen Mechanismus innerhalb der Physik selbst behauptet der Holismus, daß auch der biologische Mechanismus aus denselben logischen Gründen scheitern muß, daß aber die geschilderten negativen Erfahrungen in der Durchführung des biologischen Mechanismus uns die Annahme nahelegen, daß man vermutlich durch logische Simplifikation physikochemische Theoreme aus entsprechend exakt formulierten, aber autonom gewonnenen biologischen Theoremen ableiten kann, daß jedoch das umgekehrte mechanistische Verfahren, wie gesagt, unmöglich ist. Viele Forscher sind heute immer noch der Ansicht, daß kausale Biologie und physikochemische Biologie ein und dasselbe sind. Kausal denken heißt aber mathematisch denken, nicht mehr und nicht weniger! Wo mathematisch gedacht wird, sei es in der Physik, in der Biologie, in der Psychologie oder in der Soziologie (Statistik im engeren Sinne!), da wird kausal gedacht. Das darüber jedoch hinausgehende Verlangen einer Reduktion aller kausalen Theoreme auf physikalische und sogar möglichst auf primitiv mechanische Theoreme, was letzten Endes auf eine Verwandlung aller Wissenschaften in Teilkapitel der Physik oder Mechanik hinausläuft, ist nichts als eine Degeneration des kausalen Gedankens.

Der hier vertretene Holismus hält also an der Forderung einer Ableitungsmöglichkeit zwischen biologischen und physikalischen Theoremen fest. Aber dadurch, daß er diese Ableitung im gerade entgegengesetzten Sinne als der Mechanismus vorgenommen sehen will, ist er gezwungen, zunächst einmal eine völlige Autonomie des Organischen zu verlangen. Wir müssen die organischen Systeme, genau wie Mendel das gemacht hat, ohne jede mechanistische Voreingenommenheit lediglich der mathematischen Idee unterwerfen. Erst wenn das erfolgreich geschehen ist, können wir hinterher versuchen, durch Simplifikation des autonom gewonnenen, rein biologischen Theorems das ihm logisch konvergente physikalische Theorem abzuleiten. Ein Beispiel mag zeigen, wie das gemeint ist. Es gibt bekanntlich eine Gruppe von baumlebenden Tieren, die die interessante Fähigkeit besitzen, immer auf ihre Füße zu fallen, wenn sie irgendwo herunterfallen. Gesezt nun den Fall, uns sei die Aufgabe gegeben, diesen freien Auf-die-Füße-Fall zu messen und

die für ihn geltende mathematische Formel zu entwickeln. Dann haben wir eine rein biologische Aufgabe vor uns, denn das zu quantifizierende Problem betrifft eine ausgesprochene Lebenserscheinung. Seine Lösung kann ganz unabhängig von irgendwelchen physikalischen Vorkenntnissen erfolgen und ist wahrscheinlich sehr viel einfacher als die meisten ursprünglich rein physikalischen Probleme. Hat man so die Formel für den freien Fall der lebendigen Käse gefunden, dann kann man aus ihr leicht die für den freien Fall toter Käse und damit aller unorganischen Systeme überhaupt geltende Formel ableiten. Man hat aus der Käsefallgleichung nur die spezifisch vitalen Koeffizienten zu eliminieren. Dann muß, wenn anders die lebendige Käsefallgleichung empirisch richtig gewesen ist, das bekannte Galileische Fallgesetz übrigbleiben. Man kann natürlich auch den umgekehrten Weg gehen, die Galileische Formel zum Ausgang nehmen und in sie dann nachträglich die für lebendige Baumtiere geltenden vitalen Gleichgewichtskoeffizienten einbauen. Das für uns hier entscheidende logische Moment ist aber, daß man das physikalische Fallgesetz durch logische Simplifikation aus dem biologischen Fallgesetz, in dem es implizite bereits enthalten ist, ableiten kann, genau ebenso wie man die Gleichungen des Kreises und der Ellipse aus derjenigen der Kegelschnitte überhaupt ableiten kann, während man in gleicher Weise umgekehrt die biologische Fallgleichung niemals aus der physikalischen ableiten kann. Erstere ist eben in der letzteren noch nicht enthalten. Genau so müssen wir uns nun das Verhältnis, in dem die physikalischen zu den biologischen Theoremen überhaupt stehen, vorstellen. Für die Richtigkeit dieser Auffassung sprechen auch Erfahrungen, die ein hervorragender Chemiker (H. Schmalzfuß) unlängst gemacht hat. Er hat einige komplizierte organische, aber rein chemische, also leblose Substanzen so behandelt, als ob sie Lebewesen wären, und dementsprechend nach ihrer Ernährung und Fortpflanzung, nach ihrer Regulation und sogar nach ihrem „Sterben“ gefragt, überall mit fruchtbarem positivem Ergebnis von großer theoretischer Tragweite. Alle diese wichtigen Eigenschaften ließen sich mit rein chemisch-physikalischen Methoden überhaupt nicht nachweisen. Alles das spricht für die Richtigkeit der Auffassung Niels Bohrs, des berühmten Atomforschers, daß schon der Versuch, Organismen physikochemischen Methoden zu unterwerfen, diese ohne weiteres abtötet. Das Organische ist im Anorganischen noch gar nicht enthalten und daher auch nicht mit anorganischen Methoden aus dem Organischen selbst herauszuholen. Man kann mit anderen Worten wohl die ganze theoretische Physik aus der theoretischen Biologie — notabene, wenn letztere erst in entsprechend mathematischer Gestalt vorliegt — durch Simplifikation ableiten, während der umgekehrte Versuch, den die mechanistische Doktrin postuliert, a priori zum Scheitern verurteilt ist. Damit ist zugleich gesagt, daß die theoretische Biologie auch Theoreme umfassen kann, denen, auch wenn man sie simplifiziert, nichts Physikalisches zu entsprechen braucht. Das gilt insbesondere von der Phylogenie als der Historie der Organismen, die, wie alle Historie wohl kaum

jemaIs in mathematischer Formulierung vorliegen wird. Physikalisch simplifizierbar können aber naturgemäß nur solche Theoreme der theoretischen Biologie sein, die mathematisierbar sind; denn bisher wenigstens ist die Physik trotz aller ihrer gegenwärtigen Kausalitätsschmerzen noch nicht auf logische Schwierigkeiten hinsichtlich der Mathematisierbarkeit ihrer Theoreme gestoßen¹⁾. Von der Biologie aber wird man wohl mit Sicherheit sagen dürfen, daß sie Disziplinen enthält, die prinzipiell amathematisch sind. Das gilt, wie gesagt, von allen biologischen Wissenschaften, in denen das historische Erkenntnisideal mitwirkt, also zum Beispiel von der Phylogenie und von der Ökologie. Nur soweit die Biologie dem kausalen Erkenntnisideal untersteht, ist sie mathematisierbar; denn kausales Denken und mathematisches Denken sind ein und dasselbe!

So erweist sich das Erkenntnisideal des Holismus auch in dieser Beziehung seinem mechanistischen Gegner überlegen. Holismus bedeutet zunächst ein Denken in Ganzheiten. Soll dieses aber nicht ein rein intuitives und als solches nur dem entsprechenden Genie zugänglich bleiben, dann muß es suchen, sich durch eine strenge Methodik zu legitimieren, durch ein objektiv einwandfreies Beweisverfahren. Als solches gilt mir die Methode der Simplifikation. Ihr Wesen besteht darin, einen als ein Ganzes gegebenen Komplex in seine letzten Momente aufzulösen, die, wenn sie relativ stabil sind und als solche auch in anderen Ganzheiten vorkommen, Elemente genannt werden. Für das holistische Denken existieren Momente und Elemente also immer nur in bezug auf ein ihnen übergeordnetes Ganzes, während die mechanistischen Doktrinen die Elemente als solche verabsolutieren und sich dann hernach den Kopf darüber zerbrechen, weshalb man aus solchen Elementen niemals Ganzheiten begreifen oder ableiten kann, sondern bestenfalls immer nur zu ganzheitsblinden Elementenkomplexen gelangt. Nur dem mechanistischen Denken muß Ganzheit als eine unbegreifliche und überflüssige Beigabe der Natur erscheinen, ebenso wie der gröber denkende Materialismus die Seele am liebsten aus seinem Kausalzusammenhang wegdisputieren möchte. Aber bedauerlicherweise läßt sich selbst das geistloseste materialistische oder mechanistische System doch wenigstens nicht ohne eine Spur von Geist aufbauen. Diese Schwierigkeiten hat der Holismus a priori beseitigt, indem die Existenz von Ganzheit die letzte regulative Voraussetzung für seine eigene Wirksamkeit ist. Endlich ist der Holismus dem Mechanismus noch darin überlegen, daß er in gleich vortrefflicher Weise auf mathematisierte wie auf historisierte oder auch einfach typologisch-deskriptive Theoreme anwendbar ist, während mechanistisches Denken niemals ernstlich über mathematische Naturwissenschaft hinausgedrungen ist.

An dieser Stelle sei nur noch abschließend darauf hingewiesen, daß das Erkenntnisideal des Holismus keineswegs auf das Gebiet der Biologie und seiner Grenzprobleme beschränkt ist, sondern weit darüber hinaus meta=

¹⁾ Erst neuerdings erwähnt Bridgman solche in seiner „Logik der Physik“ (1934). Aber auch sie stellen die Idee der „mathematischen Physik“ als solche nicht in Frage.

biologische Bedeutung besitzt. Für alle Stufen und Bereiche der idealen Existenz und der realen Wirklichkeit von der Logik bis zur Soziologie und zur Historie gilt der Satz, daß immer die jeweils niedrigere und einfachere Wirklichkeit durch Simplifikation aus der jeweils höheren und komplexeren Wirklichkeit, in der sie als Moment oder Element implizit enthalten ist, abgeleitet werden muß. Diese Auffassung beseitigt auch mit einem Schlage alle jene Kontingenzen, die Emile Boutroux zwischen den Wirklichkeitsbereichen von seinem Standpunkt aus mit Recht hatte errichten müssen. Boutroux ging vom Positivismus Comtes und Renouviere aus und stellte sich infolgedessen in Übereinstimmung mit der Hierarchie Comtes die Aufgabe, den Gesamtbereich der Wirklichkeit von unten her, das heißt im mechanistischen Sinne von den jeweils einfacheren zu den nächst komplexeren Bereichen aufzubauen. Er fand, daß das unmöglich ist, und wurde so der Vollender und der Überwinder zugleich des französischen Positivismus. Die von ihm bei seiner Methode notwendig zwischen den Wirklichkeitsstufen konstatierten Kontingenzen verschwinden jedoch, wenn man den von uns aufgezeigten Weg des Holismus geht, der allem Positivismus ein definitives Ende bereitet und zu den großen Linien der unsterblichen Metabiologie des Aristoteles zurückkehrt.

Das muß an dieser Stelle genügen, um eine einigermaßen deutliche Vorstellung vom Wesen der holistischen Biologie, die die Biologie der Zukunft sein wird, zu geben. Ungemein reizvoll wäre es, an dieser Stelle nun auch noch zu schildern, wie sich der interne Aufbau der Biologie nach holistischen Prinzipien zu vollziehen hätte. Die drei biologischen Grundwissenschaften Morphologie, Physiologie und Phylogenie stehen nämlich untereinander selbst in einem holistischen Ableitungsverhältnis. Aus den Axiomen der Phylogenie lassen sich durch holistische Simplifikation diejenigen der Physiologie und aus diesen wieder diejenigen der Morphologie oder Typologie des Organischen ableiten. Das im einzelnen zu schildern, würde den Rahmen der vorliegenden Skizze weit überschreiten, hier soll abschließend nur noch darauf hingewiesen werden, daß auch die Biologie ihrerseits wieder einem noch komplexeren vitalen Wirklichkeitsbereich holistisch eingebaut werden muß, dem psychischen nämlich. Wie die anorganische Wirklichkeit sich uns als eine holistische Simplifikation der organismischen ergeben hat, so erweist sich die organismische Wirklichkeit selbst wieder als eine holistische Simplifikation der psychischen Wirklichkeit. Es ist mit anderen Worten das alte berühmte Leib-Seeleproblem, das hier auftaucht und nach einer neuen holistischen Auflösung verlangt. So wenig es nämlich möglich ist, die Gesetze des Organischen aus der Physik abzuleiten, ebensowenig sind die bisher fast ausschließlich unternommenen Versuche sinnvoll, die Gesetze des Psychischen aus der Biologie abzuleiten. So wird das Unbefriedigende aller bisherigen Psychophysik verständlich, und so erklärt sich überhaupt das Scheitern aller bisherigen Versuche, „Psychologie ohne Seele“ (Behaviorismus!) zu treiben.

Humanismus und Nationalbewußtsein

VON HELMUT PRANG

„. . . wie ja ein wahrhaft reiches Volk dadurch reich wird, daß es vieles von andern übernimmt und weiterbildet.“ (J. Burckhardt.)

Der Humanismus ist in Deutschland für jeden Menschen mit kulturellem Verantwortungsbewußtsein eine bedeutsame Macht, die entscheidend dazu beiträgt, das deutsche Geistesleben in seinem nationalen Eigenwert zur vollen Entfaltung zu bringen. Niemand, der ernsthaft über dieses Problem nachgedacht hat, kann leugnen, daß zu allen Zeiten, in denen deutsche Menschen sich mit den Gütern des Humanismus beschäftigten, nationale Tendenzen lebendig wurden, die das Bewußtsein vom Wert der deutschen Kultur gehoben haben. Das deutsche Volk ist so begnadet, daß es — wie die Griechen — fremde Kulturgüter in sich aufnehmen und sie sich in eigenständiger Weise anverwandeln konnte, ohne seinen nationalen Eigenwert zu verlieren. Im Gegenteil, es wurde den Deutschen durch die Beschäftigung mit anderen Kulturen meistens zur rechten Zeit bewußt, wo die eignen Werte und Möglichkeiten liegen. Deshalb ist es ungerecht, dem Humanismus vorzuwerfen: er sei nationsfremd und zeitfern, weil er sich historisch mit außerdeutschen Geistern beschäftige. Denn eine rückwärts gewandte Betrachtung anderer Kulturen schließt eine Wirksamkeit auf die nationale Gegenwart und lebendige Teilnahme an ihr keineswegs aus. Wenn wir uns auf die kulturelle und politische Vergangenheit fremder Völker besinnen und deren Entwicklung verfolgen, so kann ein solches Studium uns gerade unser Eigenstes und Gegenwärtiges erhellen und uns an den Vorzügen und Nachteilen der anderen bewußt machen, wo unser eigener Wert und Unwert liegt.

Den Humanisten der Reformationszeit haben wir es zum Beispiel zu danken, daß sie durch die Entdeckung von Tacitus' *Germania* angeregt wurden, sich selber um die deutsche Geschichte zu kümmern. Die Männer dieser Zeit waren es, die anfangen, heimatliche Lokalgeschichte und Geschichtsdichtungen aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart zu verfassen. Man vergißt, daß bei den gelehrten Dichtern des 16. Jahrhunderts neben dem Ballast antiker Mythologien heimische Stoffe und Motive in die zeit-

genössische Dichtung eindringen. Man darf auch nicht übersehen, daß in dieser Epoche bei den großen Humanisten die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache und ihrer alten Dialekte einsetzt. Aber auch unter den Humanisten unserer Klassikerzeit finden wir Männer, die gerade von der Beschäftigung mit der Antike her dazu kommen, die Eigenwerte deutschen Wesens zu erkennen und für ihre Nation wirksam zu machen. Wenn zum Beispiel Herder entgegen Winckelmann entschieden darauf hinweist, daß die Griechen nicht unbedingt und in allem nachzuahmen seien, weil jedes Volk seine Nationalwerte und Höhepunkte habe, so kommen in seiner Nachfolge und durch seine Beschäftigung mit deutschem Wesen angeregt, die Romantiker dazu, sich der deutschen Vergangenheit zuzuwenden.

Nun hat es aber neben den Männern, die aus ihrer Beschäftigung mit der Antike heraus sich der nationalen Kultur bewußt zuwandten, immer Einzelgänger gegeben, die durch eine gewisse Abseitigkeit vom Tagesgetriebe den Eindruck von Individualisten machten. Wenn aber tatsächlich unter den großen Humanisten sich einige zeitweilig vom Geschehen des Tages zurückzogen, um vorübergehend nur in ihrer geistigen Welt zu leben — im Hinblick auf die kulturelle Leistung, zu der sie sich berufen fühlten und die der ganzen Nation geschenkt wird — so kann man hier trotzdem nicht von Individualismus reden, weil jedes egoistische Moment fehlt. Denn meist sind es solche Einzelne gewesen, die ihrer Zeit und ihrem Volk das entscheidende Gepräge gaben und ihnen Gedanken schenkten, die sie in ihrer Vereinsamung oder im Ringen mit den höchsten Kulturwerten gewonnen hatten. Und diese Wenigen, die sich vielleicht zeitweilig abseits von der Gegenwart in die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum versenkten, schufen uns dadurch auch die Möglichkeit, die Wurzeln unserer eigenen Kultur aufzuspüren und zu erkennen, wo bei aller Beeinflussung von außen her unzerstörbar das Ureigenste und Echte unseres nationalen Lebens liegt. So galt zum Beispiel bei einigen Humanisten der Reformation der offene Kampf dem Papsttum, das eine deutsche Selbständigkeit zu bedrohen schien. Zur Zeit unserer Klassiker war es die Abwehr französischer Kunsttheorien und die Stellungnahme zu den Auswirkungen der Revolution von 1789. Und wie Goethe oder Hölderlin an ihrer unmittelbaren Gegenwart gelitten haben, ist bekannt; zum Beispiel aus Goethes Gespräch vom 13. Dezember 1813 mit dem Historiker Heinrich Luden oder aus Hölderlins vorletztem Hyperion-Brief. Aber das Entscheidende ist bei diesen Männern folgendes: trotz aller Erbitterung und Kritik haben sie sich doch den Glauben an das zukünftige Deutschland bewahrt, weil es nach ihrer Meinung beste Kräfte in sich birgt, die es zu entfalten gilt. So hat Goethe sich nicht gemäß seinen individualistischen Neigungen von seiner Zeit und Nation resignierend getrennt,

sondern hat bis zuletzt lebendigen Anteil am Zeitgeschehen genommen. Oder für einen Mann wie Nietzsche gilt der Vorwurf des einseitigen Individualismus ebenfalls nicht, wenn man sich seiner leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit seiner Zeit und Nation erinnert.

Wenn ein Mensch wie Goethe trotz seiner individualistischen Veranlagung und trotz seinem Weltbürgertum oder wenn Hölderlin trotz seiner begeisterten Griechenliebe lebendigsten Anteil an den Geschehnissen ihrer Zeit nehmen, so sehen wir, daß auch ein geistiger Internationalismus — wie er zuweilen dem Humanismus durchaus eigen sein kann — nicht immer zu befürchten ist. Jeder Mensch, der sich überhaupt ernsthaft mit der Welt des Geistes befaßt, weiß, daß bei aller Anteilnahme an allgemein-menschlichen Problemen und bei der Beschäftigung mit außernationalen Kulturgütern letztlich der Ausgangspunkt des Denkens und die Blickrichtung der Betrachtung immer national bedingt ist: durch Sprache, Rasse und geschichtlich gewordene Erziehung. Und so kann auch beim Studium fremder Kulturen ein nationaler Humanismus gefördert und zur eigenwertigen Entfaltung gebracht werden. Doch an keinem anderen Volke können wir uns in unseren Möglichkeiten so klar erkennen wie an den Griechen der Blütezeit. Wenn wir für die kulturellen Leistungen des alten Attika echtes Verständnis zeigen, werden wir immer deutlicher sehen, welche Anlagen wir in unserem Wesen zur Entfaltung bringen und welche Fehler wir vermeiden sollen!

Betrachten wir rückschauend, mit welchen Kulturgebieten der Humanismus in Deutschland sich zumeist beschäftigt hat, dann wird sich für den oberflächlichen Kenner ergeben, daß man fast ausschließlich der Welt des Ästhetischen Interesse schenkte und daß auch die Wirkung zuweilen eine stark ästhetische war. Aber so kraß liegt es in Wirklichkeit nicht! Wir sahen schon, daß die Humanisten des Reformationszeitalters eine fruchtbare Gelehrsamkeit betrieben, die sich national fördernd auswirkte. Im 18. Jahrhundert dagegen spielte tatsächlich die Beschäftigung mit der künstlerischen Welt der Griechen und Römer eine entscheidende Rolle. Und es ist nicht zu verkennen, daß etwa die Grundgedanken Winckelmanns mißverstanden einen Keim der Ästhetisierung bergen und auch auf Carstens oder andere entsprechend gewirkt haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß zum Beispiel die Lebenshaltung Wilhelm v. Humboldts oder Stefan Georges ein stark ästhetisches Gepräge hatte; auf Grund eines einseitig verstandenen Griechentums. Aber man darf doch nicht übersehen, daß diese ästhetische Bildungsrichtung die Gabe hat, zu größter Formenstrenge zu erziehen, die der Unbändigkeit deutschen Wesens oft nötig ist, und damit also mittelbar eine nationale Wirkung ausüben kann, indem die Entwicklung eines nationalen Stiles gefördert wird. Eine maßvolle ästhetische Erziehung durch das Griechenideal ist als dämpfender

Zwang dem barocken Buchern deutscher Formenfreiheit durchaus gemäß. Wir wären möglicherweise allzulange in einem Sturm und Drang verblieben, wenn Goethe und Schiller nicht nach Goetz, Werther und den Räubern das Erlebnis der mäßigenden Antike gehabt hätten. Der bekannte Einwurf, daß diese Bändigung urchümlicher Regellosigkeit ein Schaden für die freie Entwicklung typisch deutschen Wesens sei, wird hinsfällig vor der wohl allenthalben anerkannten Auffassung: es sei immer und überall eine größere Leistung gewesen, Lehtes und Tiefstes in schlichter, gebändigter Form zum Ausdruck zu bringen, als es frei und zügellos ausströmen zu lassen. Die eigentümliche Spannung, die zwischen Inhalt und Form, Leidenschaft und Verhaltenheit bei Werken wie Iphigenie und Tasso oder bei den Gedichten Stefan Georges spürbar wird, ist doch eine nicht fortzuvünschende Bereicherung deutscher Gestaltungskraft; wobei der beseelte Expressionismus mittelalterlicher Werke keineswegs in seinem Wert in Frage gestellt werden soll!

Außerdem schließt die Beschäftigung mit ästhetischen Bildungsfragen eine Anteilnahme an den sonstigen zeitgenössischen Problemen gar nicht aus. Goethes Gedanken in der Einleitung zu den Propyläen und Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung wenden sich bewußt an die Nation, die dadurch angeregt zur Selbsterziehung das ihrige beitragen soll. Oder die Beschäftigung eines Lessing, Goethe, Schiller mit den ästhetischen Theorien der Alten hat auf dem Umweg über die Franzosen dazu geführt, den Wunsch nach einem deutschen Nationaltheater immer lebendiger werden zu lassen, bis es Wirklichkeit wurde. Und bei einem Wilhelm v. Humboldt, dem Individualismus und Ästhetizismus vorgeworfen werden, dürfen wir nicht vergessen, daß er als preußischer Staatsmann tätig war und sich in geistiger wie in praktisch-politischer Hinsicht unvergeßliche Verdienste um das Ansehen der deutschen Kultur erworben hat.

Bei ehrlicher Prüfung müssen wir natürlich zugeben, daß allenthalben im Humanismus Tendenzen zum Individualismus und geistigen Weltbürgertum sowie zur Ästhetisierung der Anschauungen und zuweilen auch der Lebenshaltung vorhanden waren. Aber daraus kann man den betreffenden Humanisten keinen Vorwurf machen; denn es gab ja zu den Zeiten der Reformation und Klassik noch gar keine einheitliche Nation; es gab auch noch keinen geschlossenen Staat, der Anspruch auf patriotische Gefühle und Nationalbewußtsein machen konnte. Außerdem muß man sich klar darüber sein, daß durchaus ein Unterschied bestehen kann zwischen einem echten Patrioten und einem guten Staatsbürger. Die Männer der Reformation oder Klassik waren zwar aufrichtige Patrioten, konnten aber nicht für einen deutschen Staat eintreten, weil es den noch gar nicht gab. Wenn dagegen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts Politik und Staatswesen auch in der

Betrachtung der Antike eine Rolle zu spielen beginnen, so liegt das daran, daß wir erst seit dem 19. Jahrhundert die Bedeutung des Nationalitätenprinzips an uns selber erlebt haben. Gerade hierin aber können wir den Humanismus in besonderem Maße fruchtbar machen, seit Jakob Burckhardt und Werner Jaeger erkannt haben, welche bedeutsame Rolle das politische Element bei den Griechen gespielt hat. Allerdings ist mit „politisch“ keineswegs ein Fragenkomplex gemeint, der sich einseitig mit Partei- oder Machtfragen auseinandersetzt; sondern bei der antiken Erziehung zum politischen Menschen muß an eine Ausbildung gedacht werden, die sich um die individuelle Entwicklung geistiger und körperlicher Art kümmert und den Einzelnen zu der Entfaltung kommen läßt, die ihm und zugleich der Würde des Staates entspricht. Wenn der Staat selber eine so umfassende Bildung fördert, dann wird sich von allein ergeben, daß durch sein bestimmendes Regulativ die erwähnten Gefahren vermieden werden, weil der Einzelne — trotz scheinbarer Rückwärtsgewandtheit im Forschen — durch lebendige Mitteilungsmöglichkeit an die Zeitgenossen durchaus zeitnah leben und auf diese Weise seinem Vaterland besser dienen kann, als wenn er sich ausschließlich mit allen anderen zusammen um Tagesfragen kümmert, in denen er letztlich doch nichts zu entscheiden hat, weil er ja nicht auf allen Gebieten gleichmäßig kompetent sein kann. Daher können diejenigen, die scheinbar abseits vom Zeitgeschehen sich ein Wissen um höchste Kulturwerte verschaffen, eines Tages am stärksten auf ihre Zeitgenossen wirken, indem sie ihnen den harmonischen Zusammenklang von staatlichem und geistigem Leben in der Antike immer wieder aufs neue bewußt machen. Auf diese Weise kann gerade in der gegenwärtigen Lage des deutschen Volkes ein nationaler Humanismus besonders gefördert und zur Entfaltung gebracht werden, der uns neue nationale Werte erschließen hilft.

Der Meister von Neustift

VON

WERNER VON DER SCHULENBURG

Südtirol hat im Verlauf seiner Geschichte oft genug die Stellung eines Vorpostens der nordischen Kulturwelt eingenommen. Nicht umsonst steht das Denkmal Walthers von der Vogelweide in Bozen, wo es von den Italienern zwar von seinem alten Platz entfernt, aber auf einen neuen, würdigen Standort überführt ist. Wer die Dichtungen des Meisters im südtiroler Land mit offenem Herzen liest, der wird erfahren, daß Walther, allen wissenschaftlichen Zweifeln zum Trotz, aus Südtirol stammen muß. Am Ende wird man doch den schönen Vogelweiderhof am Laiener Ried bei Waidbruck als seine Heimat anerkennen. Die Frische, die Zartheit und der Duft dieses Landes leben in seinen Liedern, und aus seinen Versen klingt das Rauschen und Tanzen der jungen Wasser, die zum südlichen Meere drängen.

Aber Südtirol ist nicht nur Vorposten nordischer Kultur gewesen; es war auch eine Kulturbrücke zwischen Norden und Süden. Es war das Durchgangsland des Handels zwischen Augsburg mit seinen vielen Filialen und Venedig; es sandte seine eigenen Bergschätze nach Deutschland und Italien. Durch den Handel war, etwa zweihundert Jahre nach dem starr deutschen Ritter Walther, in die Kultur Südtirols eine Zweigesichtigkeit gekommen, und diese Zweigesichtigkeit zeigte sich deutlich in dem südtiroler Maler und Bildschnitzer Michael Pacher, der, in die lange Reihe der deutschen Genies gehörend, vieles von der benachbarten norditalienischen Kunst entlehnt hat. Er lernte von Jacopo Bellini und Mantegna; aber er füllte die übernommenen südlichen Formen mit dem ursprünglichen nordischen Geist seiner Heimat. Der große Altar aus dem Kloster Neustift bei Brigen (jetzt in München in der alten Pinakothek), sowie der Altar in St. Wolfgang zeigen die reife Größe dieses gewaltigen deutschen Meisters. Die Verschlungenheit der kulturellen Fäden, die sich durch die Geschichte Südtirols bis zum heutigen Tage hindurchziehen, wird uns deutlich, wenn wir in Betracht ziehen, daß das, was Pacher aus dem Süden, insbesondere aus Venedig übernahm, zum großen Teil wieder rein nordisches Kulturgut war, welches der Süden nur importiert hatte. Denn Venedig hatte nach dem Norden nicht allein Verbindungen auf dem Landweg, über Südtirol, sondern ein großer Teil seines nordischen Handels vollzog sich auf dem Seeweg. Die Hafenstädte Europas standen damals in nächsten Beziehungen zueinander. Die Florentiner Medici und die Augsburger Fugger waren die bedeutendsten Vertreter dieses zwischenstaatlichen Warenaustausches. Wie gewöhnlich ging mit dem Austausch von Waren ein Austausch von Kultur- und Zivilisationsgütern jeder Art Hand in Hand. Als sinnfälliges Beispiel möge die Verbreitung des venezianischen

Markusbrotes (*Marci panis*) dienen, das sich heute noch in vielen Seestädten des Nordens, Brügge, Antwerpen, Lübeck, Kopenhagen und Königsborg eines besonderen Rufes erfreut. Auf dem Seewege gelangte eines der schönsten Werke Michelagniolos nach Brügge. Aber umgekehrt gelangten auch vom Norden nach dem Süden Zivilisations- und Kulturwerke, neben Webereien auch nordische Kunstwerke. Insbesondere waren es die Bilder des van Eyck und die Werke des Hugo van der Goes, welche in Italien tiefen Eindruck machten. Gewiß ist vieles von diesen Werken im Laufe der Zeit verlorengegangen. Die breite venezianische Renaissance wird zudem mit diesen klaren nordischen Werken nicht immer glimpflich umgegangen sein. Erhalten ist uns aber der Portinari-Altar des Hugo van der Goes, den Pacher im nahen Venedig kennengelernt haben dürfte. Dieser Altar, den ein Auslandsangestellter des Medici nach Italien mitgebracht hat, sollte Pachers Kunst tief beeinflussen.

Während dem Meister das nordische Gut über den Süden auf Umwegen zuströmte, kam es ihm in völliger Klarheit aus dem Norden selbst entgegen. Gleichzeitig drang nämlich die spätgotische Kunst aus Deutschland nach Südtirol vor. In Sterzing wurde Hans Multschers Flügelaltar aufgestellt. Auch diese Kunst griff Pacher ans Herz, und er mußte sich mit ihr auseinandersetzen. Ein weniger starker Künstler wäre unter der Summe aller dieser Eindrücke zerbrochen. Pacher aber setzte sowohl den südlichen wie den nördlichen Erlebnissen seinen Tiroler bäuerischen Dickshädel entgegen: er tat es in der Linienführung, der Farbverwendung, am sinnfälligsten jedoch in der Anbringung seiner heimatlichen Landschaft, welche den Beschauer immer wieder an die Herkunft des Meisters zu erinnern hat.

Aber wir sind noch nicht am Ende, wenn wir als kulturhistorische Nutzen-gänger die wichtigsten Quellen aufspüren wollen, die unter Pachers Werk dahinfließen und auf dieses Werk ausstrahlen. Eine ganz besondere Einwirkung hat auf das Schaffen Pachers stattgefunden durch die Persönlichkeit und die Weltanschauung des Fürstbischofs von Brigen, Nicolaus von Cues, genannt Eusanus, der wieder aus dem Norden, von der Mosel, stammte und von 1452 1460 Fürstbischof von Brigen war. In die Regierungszeit des Eusanus fällt genau die Höhe des Pacherschen Kunstschaffens. Damals waren Brigen, Bruneck und Neustift Orte höchster Lebensbejahung und Kunstblüte, bis Eusanus vom Herzog Sigismund von Tirol gefangengesetzt und seinen Wirkungsgebieten entzogen wurde¹⁾. Aber die politische Wirksamkeit des Eusanus kann man verschiedener Ansicht sein; als Mäzen war er ein leuchtendes Vorbild. Für Kunst und Künstler hatte er ein seltenes Verständnis. Wohl nie hat im Mittelalter ein gläubiger Kirchenfürst seine Künstler so frei schalten lassen, wie Eusanus es tat. Man muß sich schon an den großen Freund des Eusanus, an den Papst Pius II., Andrea Silbio

¹⁾ Über Eusanus besitzen wir noch keine großangelegte Monographie, die uns das Wesen dieses vielgesichtigen Mannes wenn nicht erschließen, so doch näherbringen könnte. Der verheißungsvolle Versuch von Reischinger ist leider nicht über die Anfänge hinausgekommen.

1. Die heilige Monica,
Mutter des heiligen
Augustinus, wird von
einem afrikanischen
Bischof getröstet



2. Der Abschied
des heiligen Au-
gustinus von seiner
Mutter Monica



3. Augustin hört im
Dom zu Mailand
die Predigt des
heiligen Ambrosius



4. Disputation des
Heiligen mit zwei
Freunden

Piccolomini, erinnern, wenn man eine Persönlichkeit von ähnlichen geistigen und kulturellen Ausmaßen zum Vergleich hinzuziehen will.

Über die Einstellung des Eusanus zur Kunst und Künstlern geben uns seine Werke Auskunft. Seine Hauptgedanken über das Wesen des Künstlers und die künstlerische Schöpfung mögen hier kurz wiederholt sein¹⁾. Das Kunstwerk, so sagt Eusanus, ist allein von der Idee des Künstlers abhängig. „... non habet aliud esse quam dependentiae a quo habet esse.“ (de doct. ing. lib. II. cap. II.) Dem Künstler gegenüber stellte Eusanus seine Logik zurück. Dem Künstler habe man mit der gleichen Ehrfurcht gegenüberzutreten, mit welcher man der Natur gegenübertritt („unitas in pluralitate“), weil sowohl in der Natur wie im Künstler alles in Einem ruhe („quodlibet in quodlibet“). „Man möge“, so schreibt er weiter, „den Künstler bewundern, weil er, trotz fehlender Präzision (das heißt schöpferischer Voransdisponierung) und bei aller Verschiedenheit (des vorhandenen Schöpfungsmaterials) alle Teile in- und zueinander in Harmonie bringt, derart, daß durch des Künstlers Anordnung die Bewegung der Teile eine Gesamtbeziehung zum Ganzen bekommt. Aber“, so fährt er fort, „in der Vorstellung des Künstlers ist, bevor er an die Teile denkt, eben doch das Ganze da. In seiner Vorstellung ist das Haus da, bevor er an die Mauern denkt. Es gibt aber wiederum nichts, was nur Natur oder nur Kunst ist. Alles hat nach seiner Weise Teil an beiden.“ (De conjecturis, lib. II, cap. XII.)

Es ist verständlich, daß eine so liebevolle und in ihrer Art (wir befinden uns dreihundert Jahre vor Kant!) auch tiefe Würdigung des Künstlers und seines Schaffens auf die südtiroler Künstler, die bis dahin wie überall als Handwerker betrachtet waren, einen belebenden Einfluß haben mußte. Eusanus war der erste, der dem Künstler eine Sonderstellung einräumte, weil er eine Vorstellung vom Fürchterlichen des echten künstlerischen Schöpfungsprozesses besaß. Dieses Verständnis des Eusanus befeuerte die Schöpferkräfte seiner Umgebung; ohne Eusanus ist Michael Pacher nicht denkbar. Seiner Natur nach übernahm Pacher, der von der Schnitzkunst herkam und immer Bildschnitzer blieb, die mathematisch-logische Seite des Eusanuschen Denkens; ein anderer südtiroler Meister, reiner Maler von Natur aus, dagegen wurde ergriffen von der musikalisch-metaphysischen Seite dieses gewaltigen Geistes, und das war der Meister von Neustift.

Diese Betrachtung der Eusanus-Pacherschen Welt war notwendig, um den Leser an das Problem des Meisters von Neustift heranzuführen. Die Wissenschaft hat diesen großen Maler bis jetzt recht stiefmütterlich behandelt; man hat seine Werke wohl unter dem Sammelbegriff „Meister von Uttenheim“ zusammenzubringen gesucht, aber eine richtige Gruppierung des Werkes und eine Wertbetonung ist noch nicht erfolgt. Das mag zum Teil daran liegen, daß das Hauptwerk dieses Meisters, die acht Augustinustafeln, zerfügte Seitenflügel eines verschollenen Augustinusaltars, sich abseits der Heerstraße, in der Pinakothek des Klosters Neustift bei Brigen befinden,

¹⁾ Zusammenfassend bei Eberhard Hempel, Michael Pacher. (Schott & Co., Wien 1931.)

wo sie anscheinend vergessen wurden, als man zu Beginn des vorigen Jahrhunderts den großen Pacher-Altar des Klosters nach München brachte¹⁾.

Die Zeit der Höhe dieses Meisters, die Pächl um 1450 ansetzen will, wird von Hempel sehr viel richtiger als um 1470 angegeben. Ja, man wird sogar das Jahr 1480 annehmen dürfen. Gegen 1450 sprechen nach Hempel „der tiefe Blickpunkt, die Belichtung, die aus schattigen Gründen hervorleuchtenden roten Farben, die eine malerisch vorgeschrittene Kunst festlegen“. Wenn man zum Vergleich die Altartafel der Abtrüßin Verena von 1448 (Ferdinandum, Innsbruck) zieht, wenn man die gezeichneten, primitiven Kräusellinien auf dieser Tafel vergleicht mit dem nur geahnten Meer auf dem Abschiedsbild des Meisters von Neustift, dann wird man den ungeheuren Sprung in der malerischen Entwicklung ahnen, den dieser Meister gemacht hat. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der Meister von Neustift neben Michael und Friedrich Pacher seine eigene Werkstatt gehabt hat, in welcher er seinen eigenen künstlerischen Visionen lebte. Vielleicht stammt er aus der Neustifter Miniaturistenschule, die bis 1510 in Neustift nachweisbar ist. Ein Graduale aus dieser Schule (der Schreiber Friedrich Gollmer ist gestorben 1446) zeigt in der Illuminierung noch bei aller Spätgotik fast romanisches Schulgut. Der Meister von Neustift mußte sich früh von dieser Schule gelöst und sich auf Reisen weitergebildet haben. Wir wissen darüber nichts, aber wir sehen, daß er ein Grübler in Farben war, ausgestattet mit einem weit über den Pachers hinausgehenden Blick für die neuen Aufgaben der Kunst, mit einem Eufaniaschen Blick für den geistigen Gehalt. Seine Kunst ist deutschmenschlich, sie ist eine wirkliche deutsche Volkskunst.

Wäre er tatsächlich Friedrich Pachers Lehrer gewesen, dann würde die Frage zu prüfen sein, ob das Neue, was Friedrich bringt, allein vom Meister von Neustift stammt und ob wir in diesem Meister auch einen bahnbrechenden kompositorischen Geist der deutschen Malerei zu sehen haben. Dafür besteht aber, wie gesagt, bis jetzt kein Anhaltspunkt. Ob das kompositorisch Neue, was er bringt, direkt in Italien erworben ist oder aber, ob er es über Michael Pacher erworben hat, mag vorläufig dahinstehen. Neu und einzigartig in jener Zeit ist sein malerisches Talent, mit dem er das der

¹⁾ Außer den beiden Tafelbildern in München, die zum Neustifter Altar gehören, möchte ich dem Meister mit Sicherheit nur zuschreiben einzelne Bilder der Passions- und Stephanusfolge (am sichersten die Bestattung des heiligen Stephanus) im Museum von Moulins in Frankreich. Die tüchtigen Malereien in Neustift „Heilige Sippe“ und „Zurückweisung von Joachims Opfer“, die Hempel dem Meister zuschreiben will, sind Arbeiten eines Schülers, der gleichzeitig in direkter Abhängigkeit von Michael Pacher steht. Wenn man auch annehmen kann, daß der Meister von Neustift ein sehr labiler, beeinflussbarer Künstler gewesen sein muß, so ist eine farbige-dynamische Eigenart wie die seine doch nicht auszuschließen. Die ihm sonst noch zugeschriebenen Werke: Tafel mit Maria, Barbara und Margarete (Kunsthistorisches Museum in Wien), Christus am Ölberg (Burg Kreuzenstein) und die Geburt Mariens (Germanisches Museum) bleiben vorläufig zweifelhaft. Die Verkündigung (Bayerisches Nationalmuseum, München) und die vier Tafelbilder der Landesgalerie in Graz, Geburt, Beschneidung, Flucht und Kindermord (mir nicht im Original bekannt), sind vielleicht weiche Alterswerke des Meisters um 1500, denen die Kraft der Neustifter Tafeln fehlt.

Literatur: Von älterer: Semper und W. Guida. Neuere: O. Pächl, Österreichische Tafelmalerei der Gotik, Augsburg 1929, S. 44 ff., vor allem aber Hempel, I. c.

5. Die Berufung:
„Tolle, lege!“



6. Augustinus und sein
Sohn Adeodatus wer-
den in Mailand vom
heiligen Ambrosius
getauft



7. Die Vision der Dreifaltigkeit



8. Der Heilige als Bischof und Ordensvater unter den Chorherren

(Photos von Hede Koch, Stuttgart)

Pachers unendlich überragt, ja, das in der ganzen deutschen Malerei jener Zeit nicht seinesgleichen hat. Selbst der gleichzeitige Grünewald ist weniger Maler als dieser Meister. Dagegen ist der Meister von Neustift von einer Größe und Zartheit in der Farbgebung, wie wir sie ähnlich erst viel später bei den Holländern oder ganz spät bei Guardi finden können.

Das in Neustift vorhandene Werk des Meisters¹⁾ besteht aus folgenden acht quadratischen Tafeln:

1. Tröstung der Mutter durch einen afrikanischen Bischof.
2. Abschied des heiligen Augustinus.
3. Der Heilige hört im Dom von Mailand die Predigt des heiligen Ambrosius.
4. Disputation mit zwei Freunden.
5. „Tolle, lege!“
6. Die Taufe des Heiligen.
7. Die Vision der Dreifaltigkeit (nach der *Legenda aurea*).
8. Der Heilige als Ordensvater unter den Chorherren (in den vorderen Reihen Neustifter Chorherren, im Hintergrund andere, vielleicht Pariser).

Die Tafeln sind ausgezeichnet erhalten und in der kleinen Sammlung über der Bibliothek des Klosters aufgehängt.

Wenn wir annehmen, daß die beiden Münchener Tafeln (der heilige Augustin und seine Mutter) zu diesem Altar gehört haben, so würden außer dem großen Hauptbild noch zwei Tafeln verloren sein. Das ist beklagenswert; aber das Vorhandene genügt, um uns eine Vorstellung von der künstlerischen und geistigen Bedeutung des Meisters zu machen.

Sein konstruktives Wirken ist das gleiche wie das Michael Pachers. Neu sind bei ihm die malerischen Ausdrucksmittel. Die Steigerung des Plastischen und der Lichtwirkungen kommt ursprünglich aus der Toskana, wenn auch die feinere Ausbildung (eine imaginäre Lichtquelle rechts oben) auf Hugo von der Goes zurückzuführen sein dürfte. Der Portinari-Altar des van Goes hat sowohl Pacher wie den Meister von Neustift bis zur direkten Übernahme von Porträts beeinflusst; beim Meister von Neustift sind bezeichnenderweise die Figuren in der Disputation und die Engel direkt von van der Goes übernommen.

Den gewaltigen Fortschritt des Meisters von Neustift erkennen wir aber sofort, wenn wir seine Hintergründe mit denen Pachers vergleichen. Pacher hält sich durchweg an den Goldgrund, der Meister von Neustift durchbricht ihn. Diesen Durchbrechungsprozeß können wir an den Neustifter Tafeln beobachten. Von den acht Bildern zeigen vier einen Brokathintergrund, der vielleicht bei den Bildern, auf denen Innenräume dargestellt sind (Taufe,

¹⁾ Hier sei ein besonderer Dank ausgesprochen dem hochwürdigen Herrn Propst des Klosters Neustift, S. E. Dr. Ambros Siner, der die Aufnahmen der Bilder freundlichst gestattete; dem hochwürdigen Frater Prof. Gerhard Puffmann, der sein reiches Wissen bereitwillig zur Verfügung stellte und den Arbeitenden in jeder Weise behilflich war; Herrn Major v. Perfa, Brixen, der historische Hinweise gab; endlich Frau Hede Koch, Stuttgart, welche während ihres Sommerurlaubs unter Mithilfe ihres Gatten die Aufnahmen der Bilder hergestellt hat.

Ordenskapitel und Vision) motiviert sein kann. Keinesfalls aber ist der Brokatbintergrund motiviert im Bild „Tolle, lege“, auf welchem aber der Garten nur angedeutet ist durch einen prachtvollen Feigenbaum. Das vierte Bild der Brokatfolge, die Vision, gibt zwei Handlungen wieder: im Vordergrund, vor Brokat, den studierenden Heiligen, im Hintergrund, in der Kirche, die Vision der Dreifaltigkeit, bekanntlich dem eigentlichen Augustinuschen theologischen Problem. Die anderen vier Bilder zeigen reale Hintergründe: die stärker zeichnerische als malerische „Tröstung“ den Hof des Hauses; die Predigt des heiligen Ambrosius das Innere des Mailänder Domes (exakt gesehen, aber noch vorsichtig umrahmt); die Disputation einen schönen gotischen Innenraum mit einem Blick in die Landschaft; und endlich der Abschied einen reifen romantisch-landschaftlichen Hintergrund.

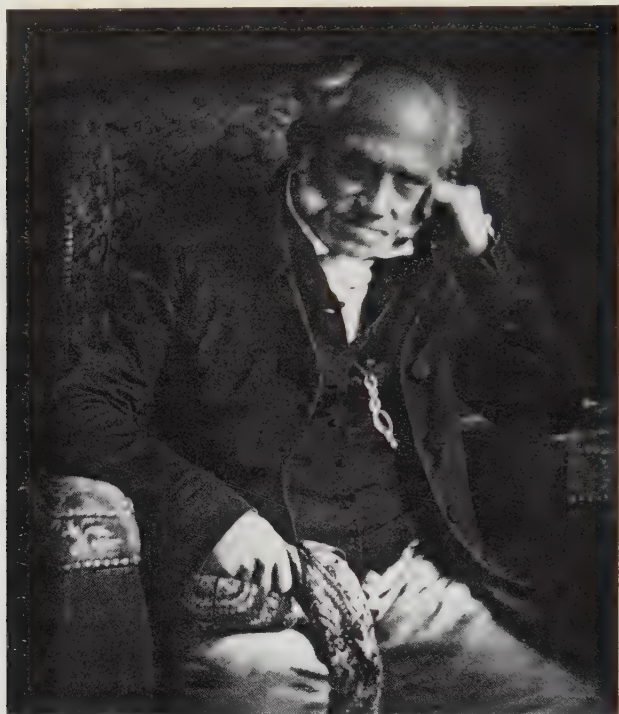
In gleicher Weise läßt sich die Steigerung des seelischen Ausdrucks verfolgen, wenn er auch zum Teil nur in feinsten Nuancen vorhanden ist. Die Wiedergabe der Bewegungen versagt nicht, wie Hempel meint, sondern sie ist zurückhaltend, ohne Übertreibung; sie ist vornehm. Im hierarchischen Ordenskapitel ergibt sich die Zurückhaltung von selbst. Aber auch die große Mantegna-Bewegung des liegenden Heiligen im Tolle-lege-Bild ist gehalten; die des Knienden, Lesenden auf dem gleichen Bild (der sich sorgsam wieder die herabgefallene Kappe aufgesetzt hat) ist gemessen. Die ganze Leidenschaft des Meisters ist verlagert in die Farben, in das Weinrot des Gewandes, in das Olivgrün und Braun des Feigenbaumes und in den Gegensatz des traumschönen Brokatstoffes zum dunklen Boden des Gartens. Bild für Bild werden die gemessenen Bewegungen beibehalten: durchbrochen werden sie das erste Mal in den Aktarstellungen der Taufe, die der Meister als Nackttaufe vollziehen läßt, um seine Kenntnisse des menschlichen Körpers, der Pachers weit überlegen, zu zeigen. Er, Gusanus' bester Schüler, betont seine Bindung zur Natur auch hier. Im Abschiedsbild löst sich dann die Zurückhaltung und macht der Zartheit Platz. Es ist rührend, wie der Heilige der Mutter fast schuldbeußt die Hand reicht: und ebenso rührend ist es, wie die Mutter den Schmerz zurückhält, um den Sohn nicht zu sehr zu peinigen. Die Bewegungen der Schiffsleute sind stark: sie sind gesehen; es sind die Anfangsbewegungen von Schiffen beim Abstoßen vom Lande. Ist es Dichter-Phantasie, wenn man annimmt, daß ein in Neustift erzogener Augustiner, ein Mann, der gelernt hat, seinen Körper und seine Seele zu beherrschen, auf irgendeine Art nach Venedig gekommen ist, wo er, vorbereitet in der Miniaturistenschule von Neustift, malerisch die stärksten Anregungen durch Kunst und Natur zugleich erhielt, die ihn als Maler weit über den großen Klosterkünstler Pacher hinausführten?

Vier der in Neustift noch vorhandenen Bilder tragen Spruchbänder, meist mit Texten aus der Lebensbeschreibung des Heiligen, vier aber zeigen keine Spruchbänder. Das hängt zusammen mit dem Aufbau des Altars selbst; von den acht Bildern waren vier bei geschlossenem, vier bei geöffnetem Altar sichtbar. Auch die Münchener Tafeln zeigen Spruchbänder.

Über die Farbgebung des Meisters läßt sich, wie über jede Farbgebung, nur ganz Allgemeines sagen. Es wird dem Beschauer, der vor die acht Bilder tritt, sofort eines auffallen: sie bilden zusammen eine malerisch-musikalische Einheit, einen einzigen großen Klang. Aber jedes einzelne der Bilder hat in sich wieder diesen großen, einheitlichen Klang. Das alles ist Geist vom Geist des Cusanus, *unitas in pluralitate*. Der Meister hat, um den Gesamteindruck nicht zu zerstören, seinen Figuren zuweilen eine innere Leuchtkraft gegeben, daß sie magisch ausstrahlen (Disputation) und ihr Glänzen gelegentlich an Rembrandts Farben- und Geistesgeheimnisse streift. Des Meisters Palette ist nicht groß, lange nicht so groß wie die Pachers. Er liebt erdige Töne, der Temperamalerei schon immer wohlvertraut, denen er Purpur und Blau entgegensetzt. Im Gegensatz zu Pacher, der illuminiert, mischt er seine Farben und läßt sie ineinanderfließen. Der Feigenbaum auf dem Bild Tollelege ist für diese Technik besonders lehrreich. Das ist impressionistische Malerei von seltener Großartigkeit. Ihre Herkunft ist nicht zu erklären aus der Klarheit der Tiroler Berge, wie sie Pacher immer im Geiste vorschwebt. Zu erklären ist sie allein aus dem weichen Glanz des Meeres, der über südlichen Ländern liegt — aus der Farbgebung Venedigs.

Das an Menzel erinnernde Rückgreifen auf liebevolle Kleinigkeiten hält den Künstler aber davon zurück, im Grenzenlosen eines modernen Impressionismus zu verschwimmen. Die Stoffe auf den Bildern sind Faden für Faden gemalt, so daß man zunächst im Zweifel ist, ob hier nicht wirkliche Stoffe verwandt worden sind. Das ist wieder der alte Miniaturist, welcher aber gelernt hat, die Farbwirkungen auch der miniaturistischen Teile seiner Bilder der Farbtotalität anzupassen, so daß nicht nur kein künstlerisch gesteigert wird, sondern daß das eine durch das andere künstlerisch gesteigert wird. Wieder sind die Erkenntnisse des Cusanus „quodlibet in quodlibet“ praktisch nutzbar gemacht worden. Wir haben im Meister von Neustift einen jener geheimnisvollen Künstler zu sehen, in denen sich deutsche Grundanschauungen und südliche Eindrücke zu einer neuen Synthese gestaltet haben. Auch das ist echt deutsch und gehört mit zum Gesamtwesen der deutschen Kunst. Dürer, der in Venedig ausrief: „Oh, wie wird mich nach der Sonne frieren!“ hat die Grundkomposition seiner vier Evangelisten aus der Lagunenstadt mit in den Norden gebracht; Grünewald, der den Auftrag des Isenheimer Altars von einem Sizilianer erhielt, dürfte ebenfalls im Süden dem eigentlichen Wesen der Farbe nähergekommen sein. Diese beiden Meister stehen in geistiger Hinsicht, im seelischen Ausmaß gewiß hoch über dem Meister von Neustift; sie sind schlechtweg groß. Aber in einem Punkt ist der Meister von Neustift den beiden größten deutschen Künstlern jener Zeit doch überlegen: er ist stärker als die beiden Großen mit der Farbe verbunden; er denkt wirklich in Farben; er ist ein Farbenmusiker, wie es damals in Deutschland keinen gab und auch später nur noch wenige gegeben hat. Er ist einer der wenigen großen deutschen Maler.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT



Nach einer Daguerrotypie im Besitz des Kaiser-Friedrich-Museums in Magdeburg

Arthur Schopenhauer

1788 — 1860

Aus „Parerga und Paralipomena“

Für unser Lebensglück ist Das, was wir sind, die Persönlichkeit, durchaus das Erste und Wesentlichste; — schon weil sie beständig und unter allen Umständen wirksam ist: zudem aber ist sie nicht dem Schicksal unterworfen, und kann uns nicht entrissen werden. Ihr Werth kann insofern ein absoluter heißen . . . Hieraus nun folgt, daß dem Menschen von außen viel weniger beizukommen ist, als man wohl meint.

Je mehr Einer an sich selber hat, desto weniger bedarf er von außen und desto weniger auch können die Andern ihm sein. Darum führt die Eminenz des Geistes zur Ungefelligkeit. Ja, wenn die Qualität der Gesellschaft sich durch die Quantität ersetzen ließe; da wäre es der Mühe werth, sogar in der großen Welt zu leben: aber leider geben hundert Narren, auf Einem Haufen, noch keinen gescheuten Mann. —

Ferner, wie das Land am glücklichsten ist, welches weniger, oder keiner, Einfuhr bedarf; so auch der Mensch, der an seinem innern Reichthum genug hat und zu seiner Unterhaltung wenig, oder nichts, von außen nöthig hat; da dergleichen Zufuhr viel kostet, abhängig macht, Gefahr bringt, Verdruß verursacht und am Ende doch nur ein schlechter Ersatz ist für die Erzeugnisse des eigenen Bodens. Denn von Andern, von außen überhaupt, darf man in keiner Hinsicht viel erwarten. Was Einer dem Andern sein kann, hat seine sehr engen Grenzen: am Ende bleibt doch Jeder allein, und da kommt es darauf an, wer jetzt allein sei.

Stolz ist nicht wer will, sondern höchstens kann wer will Stolz affectiren, wird aber aus dieser, wie aus jeder angenommenen Rolle bald herausfallen. Denn nur die feste, innere, unerschütterliche Überzeugung von überwiegenden Vorzügen und besonderm Werthe macht wirklich stolz. Diese Überzeugung mag nun irrig sein, oder auch auf bloß äußerlichen und conventionellen Vorzügen beruhen, — das schadet dem Stolze nicht, wenn sie nur wirklich und ernstlich vorhanden ist. Weil also der Stolz seine Wurzel in der Überzeugung hat, steht er, wie alle Erkenntniß, nicht in unsrer Willkür. Sein schlimmster Feind, ich meine sein größtes Hinderniß, ist die Eitelkeit, als welche um den Beifall Anderer buhlt, um die eigene hohe Meinung von sich erst darauf zu gründen, in welcher bereits ganz fest zu sein die Voraussetzung des Stolzes ist.

Der Ruhm, welcher zum Nachruhm werden will, gleicht einer Eiche, die aus ihrem Saamen sehr langsam emporsproßt; der leichte, ephemere Ruhm den einjährigen schnellwachsenden Pflanzen, und der falsche Ruhm gar dem schnell hervorschießenden Unkraute, das schleunigst ausgerottet wird. Dieser Hergang beruht eigentlich darauf, daß, je mehr Einer der Nachwelt, d. i. eigentlich der Menschheit überhaupt und im Ganzen, angehört, desto fremder er seinem Zeitalter ist; weil was er hervorbringt nicht diesem speciell gewidmet ist, also nicht demselben als solchem, sondern nur sofern es ein Theil der Menschheit ist, angehört und daher auch nicht mit dessen Lokalfarbe tingirt ist: in Folge hievon aber kann es leicht kommen, daß dasselbe ihn fremd an sich vorübergehn läßt.

Man kann die gewöhnliche Gesellschaft jener russischen Hornmusik vergleichen, bei der jedes Horn nur Einen Ton hat und bloß durch das pünktliche Zusammentreffen aller eine Musik herauskommt. Denn monoton, wie ein solches eintöniges Horn, ist der Sinn und Geist der allermeisten Menschen: sehn doch viele von ihnen schon aus, als hätten sie immerfort nur Einen und denselben Gedanken, unfähig irgend einen andern zu denken. Hieraus also erklärt sich nicht nur, warum sie so langweilig, sondern auch warum sie so gesellig sind und am liebsten heerdenweise einhergehn: the gregariousness of mankind. Die Monotonie seines eigenen Wesens ist es, die jedem von ihnen unerträglich wird: — *omnis stultitia laborat fastidio sui*: — nur zusammen und durch die Vereinigung sind sie irgend etwas; — wie jene Hornbläser.

Nun ist aber diese Gewalt ursprünglich bei der Masse, bei welcher Unwissenheit, Dummheit und Unrechtllichkeit ihr Gesellschaft leisten. Die Aufgabe der Staatskunst ist demnach zunächst diese, unter so schwierigen Umständen, dennoch die physische Gewalt der Intelligenz, der geistigen Überlegenheit zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Ist jedoch diese selbst nicht mit der Gerechtigkeit und der guten Absicht gepaart: so ist, wenn es gelingt, das Resultat, daß der so errichtete Staat aus Betrügnern und Betrogenen besteht. Dies aber kommt dann allmählig, durch die Fortschritte der Intelligenz der Masse, so sehr man diese auch zu hemmen sucht, an den Tag und führt zu einer Revolution. Ist hingegen bei der Intelligenz die Gerechtigkeit und die gute Absicht; so giebt es einen, nach dem Maaßstabe menschlicher Dinge überhaupt, vollkommenen Staat. Sehr zweckdienlich ist es hiezu, daß die Gerechtigkeit und gute Absicht nicht nur vorhanden, sondern auch nachweisbar sei und offen dargelegt werde, daher der öffentlichen Rechenschaft und Kontrolle sich unterwerfe; wobei jedoch zu verhüten ist, daß durch die hiedurch entstehende Theilnehmung Mehrerer der Einheitspunkt der Macht des ganzen Staates, mit welchem er nach innen und außen zu wirken hat, an seiner Konzentration und Kraft verliere; wie dies Letztere in Republiken fast immer der Fall ist.

Es wird immer schon viel sein, wenn die Staatskunst ihre Aufgabe so weit löst, daß möglichst wenig Unrecht im Gemeinwesen übrig bleibe: denn daß es ganz, ohne irgend einen Rest, geschehn sollte, ist bloß das ideale Ziel, welches nur approximativ erreicht werden kann. Wird nämlich das Unrecht von Einer Seite herausgeworfen, so schleicht es sich von der andern wieder herein; weil eben die Unrechtllichkeit tief im menschlichen Wesen liegt. Man sucht jenes Ziel durch die künstliche Form der Verfassung und die Vollkommenheit der Gesetzgebung zu erreichen... Zudem sind hier alle

Experimente gefährlich; weil man es mit dem am schwersten zu behandelnden Stoff, dem Menschengeschlechte, zu thun hat, dessen Handhabung fast so gefährlich ist, wie die des Knallgoldes. In dieser Hinsicht ist allerdings für die Staatsmaschine die Pressfreiheit Das, was für die Dampfmaschine die Sicherheitsvalve: denn mittelst derselben macht jede Unzufriedenheit sich alsbald durch Worte Luft, ja wird sich, wenn sie nicht sehr viel Stoff hat, an ihnen erschöpfen. Hat sie jedoch diesen, so ist es gut, daß man ihn bei Zeiten erkenne, um abzuheben. So geht es ihr viel besser, als wenn die Unzufriedenheit eingezwängt bleibt, brütet, gärt, kocht und anwächst, bis sie endlich zur Explosion gelangt.

Andererseits jedoch ist die Pressfreiheit anzusehn als die Erlaubniß Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüth. Denn was läßt sich nicht mit dem Kenntniß- und urtheilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vortheil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Unthat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Pressfreiheit ihren Nutzen überwiegen; zumal wo gesetzliche Wege jeder Beschwerde offen stehn. Jedenfalls aber sollte Pressfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein.

Ein eigenthümlicher Fehler der Deutschen ist, daß sie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen. Ein ausgezeichnetes Beispiel hievon liefert die Behandlung des Naturrechts von den Philosophieprofessoren. Um die einfachen menschlichen Lebensverhältnisse, die den Stoff desselben ausmachen, also Recht und Unrecht, Besitz, Staat, Strafrecht und so weiter zu erklären, werden die überschwänglichsten, abstraktesten, folglich weitesten und inhaltsleersten Begriffe herbeige Holt, und nun aus ihnen bald dieser, bald jener Babelthurm in die Wolken gebaut, je nach der speziellen Grille des jedesmaligen Professors. Dadurch werden die klärsten, einfachsten, und uns unmittelbar angehenden Lebensverhältnisse unverständlich gemacht, zum großen Nachtheil der jungen Leute, die in solcher Schule gebildet werden; während die Sachen selbst höchst einfach und begreiflich sind . . .

Wenn nun aber einer aus fremder Belehrung und eigener Erfahrung endlich gelernt hat, was von den Menschen, im Ganzen genommen, zu erwarten steht, daß nämlich etwa $\frac{5}{6}$ derselben, in moralischer, oder intellektueller Hinsicht, so beschaffen sind, daß wer nicht durch die Umstände in Verbindung mit ihnen gesetzt ist besser thut, sie vorweg zu meiden

und, so weit es angeht, außer allem Kontakt mit ihnen zu bleiben; — so wird er dennoch von ihrer Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit kaum jemals einen ausreichenden Begriff erlangen, sondern immerfort, so lange er lebt, denselben noch zu erweitern und zu vervollständigen haben, unterdessen aber sich gar oft zu seinem Schaden verrechnen.

Im Ganzen genommen, liegt, wie längst gesagt ist, die Welt im Argen: die Wilden fressen einander und die Zahmen betrügen einander, und das nennt man den Lauf der Welt. Was sind denn die Staaten, mit aller ihrer künstlichen, nach außen und nach innen gerichteten Maschinerie und ihren Gewaltmitteln Anderes, als Vorkehrungen, der grenzenlosen Ungerechtigkeit der Menschen Schranken zu setzen?

Vielleicht ist zu keiner Erkenntniß die Erfahrung so unerläßlich, wie zur richtigen Schätzung des Unbestandes und Wechsels der Dinge. Weil eben jeder Zustand für die Zeit seiner Dauer, nothwendig und daher mit vollstem Rechte vorhanden ist; so sieht jedes Jahr, jeder Monat, jeder Tag aus, als ob nun endlich er Recht behalten wollte, für alle Ewigkeit. Aber keiner behält es, und der Wechsel allein ist das Beständige. Der Kluge ist Der, welchen die scheinbare Stabilität nicht täuscht und der noch dazu die Richtung, welche der Wechsel zunächst nehmen wird, vorherseht.

K u n d s c h a u

Das Ringen um den Frieden. Die bedeutsamen Ereignisse in anderen Ländern, wie der versuchte und mißglückte Putsch der japanischen Offiziere, wie die anscheinend sehr großen militärischen Erfolge Mussolinis in Abessinien, die einen teilweisen Zusammenbruch der abessinischen Nordfront erwirkten, die grauenvollen kommunistischen Anschreitungen in Spanien gegen Kirchen und Klöster, sind alle in den Hintergrund getreten durch die Wiederherstellung der vollen Souveränität des Deutschen Reiches an seiner Westgrenze und durch das Friedensangebot der deutschen Reichsregierung. Was wir seitdem erlebt haben, gibt — jedenfalls beim Abschluß dieser Zeilen — noch keine Hoffnung, daß die europäischen Großmächte gewillt und in der Lage wären, von den alten Methoden der Behandlung politischer Angelegenheiten abzugehen und gemeinsam zu versuchen, einen Weg ins Freie zu finden. Es ist aber durchaus möglich, daß in den Völkern die Erkenntnis bald schon so weit fortgeschritten sein wird, daß die bisherigen Wege alle in eine Sackgasse münden und daß man der großen politischen, wirtschaftlichen und seelischen Not der europäischen Völker nicht durch juristische Feststellungen, durch die Aufrechterhaltung längst unwirksam gewordenen Verträge und mit den alten Gedankengängen, die zu dem größten Unglück der Menschheit in der Zeit nach dem Weltkriege, den Pariser Vorortsverträgen, geführt haben, beikommen kann. Es bleibt zu hoffen, daß der Druck solcher Erkenntnis in den einzelnen Völkern die Regierungen allmählich auf den Weg drängen wird, der einzig und allein Europa vor dem Untergang bewahren kann: der Schaffung eines wahrhaften Friedens, gestützt auf die freiwillige Anerkennung aller vertragsschließenden Staaten und gebaut auf dem sicheren Grund der klar erkannten Lebensnotwendigkeiten jedes einzelnen Volkes, die man willig und großzügig an die Lebensnotwendigkeiten des anderen angleicht. Wer unter solcher Hoffnung die Berichte über die verschiedenen Phasen der Völkerbundsratsitzung in London mit ihrem unseligen Beschluß, die Verhandlungen der Locarnomächte und die Vorschläge an die deutsche Reichsregierung las, der muß freilich bitter enttäuscht sein. Bis heute muß man noch annehmen, daß trotz der starken Vernebelungsversuche in der Presse im Grunde von den nicht auf der deutschen Seite stehenden Mächten eine gemeinsame Linie, die nicht zum Heil führen kann, eingehalten wird. Ob der für den 31. März angekündigte letzte große deutsche Appell an das Weltgewissen besseres Gehör finden wird, muß abgewartet werden. Aber auch neue Enttäuschungen dürfen nicht dazu führen, daß das Ziel, Europa und der Welt den wahren Frieden zu bringen, in stumpfer Resignation aufgegeben wird.

Wahrhafte Motorisierung. Die große Automobilausstellung im Februar ergab ähnlich wie die technische Messe in Leipzig das Bild einer von Jahr zu Jahr erstaunlich zunehmenden werktätigen Energieentfaltung des deutschen Volks. Auch die Ausstellungen der anderen Länder erweisen natürlich die nicht zu zerstörende Einheit des technischen Fortschritts auf der ganzen Welt. Aber jedes Volk ist doch in einer anderen Lage. Wir zum Beispiel müssen ohne die gewaltigen Hilfsmittel der anderen an Rohstoff und Geld das Fortschreiten der Motorisierung erzwingen. Aber wir haben wenige natürliche Quellen, und darum bauen wir Autos, die mit allem laufen, was irgendwie brennbar ist: mit Gas, Benzin, Gasöl, Holz, Kohle und so weiter. Auch der elektrische Antrieb gewinnt wieder an Bedeutung. Während also die Arten der Antriebsmaschinen und des Brennstoffes unter gewissen Einflüssen immer zahlreicher werden, entwickeln sich die Fahrzeuge auch in zunehmender konstruktiver Abhängigkeit vom verbesserten Straßennetz und von der Reichsautobahn. Man sieht bereits Omnibusse mit 300-PS-Dieselmotor, ungeheure Maschinen, die mit 125 Kilometer über die Autobahn brausen werden, wahre Volkswagen, aber nicht individuelle, sondern „kollektive“ Volkswagen. Die Wehrmacht übt einen weiteren mächtigen Einfluß aus. Schon heute haben wir in hohem Maße geländegängige Wagen mit Rädern. In den Spuren der Tanks entwickelt sich aber nunmehr der Gleiskettenwagen zu einem Fahrzeug mit höherer Geschwindigkeit. In wenigen Jahren ist seine Geschwindigkeit von 20 Kilometer auf 50 Kilometer gestiegen. Die früher alle 2000 Kilometer verbrauchten Gleisketten halten heute schon viel länger. Kommt der ganz schnelle Gleiskettenwagen, der kaum noch verunglücken kann und der auch andere als militärische Anwendung findet? Jedenfalls entstehen immer mehr Fahrzeuge, die von den sich vermehrenden und verbessernden Straßen unabhängig werden. Die Motorfahrzeuge dringen mit oder ohne Straße in jeden Winkel vor. Das ist wahrhafte Motorisierung!

Technische Sensationen gab es auf der Ausstellung nur zwei. Einmal den nunmehr betriebsreifen Personenwagen mit Dieselmotor, der die Brennstoffkosten auf rund ein Drittel des bisherigen herabdrückt. Dann den synthetischen Gummi. Es dürften vor allem wehrtechnische Gesichtspunkte gewesen sein, die der schon während des Krieges erfolgreichen Arbeit am Kunstgummi einen neuen Auftrieb gaben. Den hemmenden privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt der Rentabilität stellte man zurück und erhielt ein brauchbares, aber im Vergleich zum Naturgummi teureres Produkt. Ist der künstliche Gummi aber erst einmal da, so werden sich neue Wege zu seiner Verbilligung und seiner Einführung finden. Einen Volkswagen, der ein vollwertiges Auto sein und doch nicht mehr als 1000 Mark kosten soll, zeigte uns die Ausstellung nicht. Der eigentliche Volkswagen wird mit Hinblick auf die Brennstoffkosten einen Dieselmotor haben müssen. So kleine Fahrzeugdieselmotoren haben wir noch nicht, so daß die Betriebskosten des kleinen Volkswagens kaum geringer wären als die eines größeren Wagens mit Dieselmotor. Der

Volkswagen wird daher erst entstehen können mit dem kleinen Dieselmotor. Da sich überhaupt große neue Entwicklungen, so unter anderem solche des im Zweitakt arbeitenden ventillosen Motors anbahnen, so wird der Volkswagen erst im Zusammenhang mit diesen noch der Öffentlichkeit verborgenen Entwicklungen im Laufe der nächsten Jahre entstehen können.

Die Wirklichkeit des Deutschen. Wilhelm Pinder, Geheimrat, Kunsthistoriker, ordentlicher Professor an der Berliner Universität auf dem Lehrstuhl, auf dem einst Herman Grimm und Heinrich Wölfflin gesessen haben, hat vor kurzem ein viel diskutiertes Buch im Verlag von E. A. Seemann in Leipzig herausgebracht: „Die Kunst der deutschen Kaiserzeit“. Das Werk faßt in vielem die bisherige Arbeit Pinders noch einmal zusammen, gibt von seiner Grundbetrachtung der verschiedenen Entwicklungsalter der verschiedenen Künste und von seiner umfassenden Kenntnis des Bereichs der alten deutschen Kunst, die für ihn in dieser Zeit im wesentlichen Architektur und Plastik ist, ein Bild des Schaffens der Kaiserzeit, das in mehr als einer Hinsicht über den Rahmen einer nur kunsthistorischen Arbeit hinausgeht. Pinder sagt selbst, daß er Deutung, nicht Bericht geben will: Kern dieser Deutung aber ist die Herausarbeitung des Begriffes und der Wirklichkeit des Deutschen, wie es sich in der Kunst der Jahrhunderte bis zum Ende der Hohenstaufenzeit entwickelt und darstellt. Pinder will den Begriff nicht nur, sondern die Wirklichkeit und die Darstellungsformen dessen herauschälen, was wirklich deutsch ist, will es zunächst aus dem allgemein Germanischen, dann aus der allzu allgemeinen Betrachtung der Kunstgeschichte lösen. Er hebt dieses Deutsche schon sehr früh heraus, sondert beispielsweise den deutschen Holzbau vom germanischen: er sucht und findet es in der fälschlich sogenannten Karolingischen Renaissance und stellt es in den eigentlichen Kaiserjahrhunderten als das Nichtgotische dem Gotischen entgegen. Er geht mit spürendem Instinkt dem Vorgang nach, wie sich aus der nordischen Kunst eine deutsche heraushebt, und läßt den Leser dabei einmal sehr deutlich die seltsame Tatsache erleben, daß erst heute im hellen Licht sehr später Geschichte die Grundlinien dessen, was deutsch in einer Kunst ist, sich herauszulösen und sichtbar zu werden beginnen. Es kommt einem bei Lesen dieses aufregenden Buches, dessen Verfasser sich selbst erregt, in seine Worte verwirrt und statt Geschichte deutende Vision, statt Entwicklung eine Art geistiger Spatenarbeit gibt, wieder einmal zum Bewußtsein, daß wir den Erwerb der deutschen Wirklichkeit erst dem letzten Jahrhundert verdanken. Am Beginn steht die Romantik und die Brüder Voisserrée, die die Vergangenheit in Bild und Wort auf ihre Deutschheit zu sichten begannen: am Ende steht das letzte Menschenalter seit dem Einbruch der Photographie in die Kunst, das die große Materialerwerbung, die grundlegende Bestandsaufnahme brachte. Goethe wußte weder von Naumburg noch von Bamberg: vor der neuen Generation liegt das Ergebnis der Inventur von Regensburg bis Frauenroth, von Freckenhorst bis Lochstedt. Das Material, das noch vor einem Menschenalter

Privileg ganz weniger war, ist heute im Bilde allen zugänglich: nun gilt es festzustellen, was daran unser Wesen ausdrückt, was unsere deutsche Besonderheit von anderem trennt. Pinder hat diese seltsam spät an uns herangetretene Aufgabe aufgegriffen und mit einem großen Wurf mit seinem ganzen großen Eindringenkönnen in den ersten grundlegenden Linien zu lösen versucht. Er vollzieht die lange notwendige Wendung von der Gotik zum im Grunde Antigotischen: er hebt zuweilen mit prachtvoller Intensität, etwa bei der Plastik von Gernrode das wesentlich Deutsche heraus — und zeigt damit wieder einmal, wieviel frühe Wesensaufgaben heute noch vor dieser Nation stehen. Das Buch hat kunsthistorisch sehr viele Reize: Diskussionen wie die der gotländischen Bronze und ihrer Linien-symphonik findet man nicht oft: es hat seinen stärksten Reiz darin, daß es wieder einmal zeigt, wie jung selbst die Wissenschaft dieser Nation von ihrem eigensten Wesen noch ist — indem als ihre Hauptaufgabe sich ergeben hat, die Züge dieses Wesens überhaupt erst einmal festzustellen.

Unterscheidung des Christlichen. Unter diesem Titel ist im November 1935 ein Band mit Gesammelten Studien von Romano Guardini erschienen, von Heinrich Kahlefeld im Namen der Freunde zum fünfzigsten Geburtstag des Verfassers herausgegeben. Die philosophischen, theologischen und an Gestalten wie Bonaventura, Dante, Kierkegaard sich orientierenden Aufsätze stammen aus den Jahren 1923 bis 1935, umfassen also den Zeitraum der bisherigen Berliner Lehrtätigkeit Guardinis. Im Einklang mit dieser Lehrtätigkeit, im Einklang mit seiner gesamten pädagogischen und Bildungsarbeit, wie sie sich seit vielen Jahren auf Burg Rothenfels und im engeren Kreis der Schüler und Freunde vollzieht, haben diese Abhandlungen bei aller inhaltlichen Verschiedenheit eine einheitliche Ausrichtung: nämlich auf die Abhebung des Christlichen in seinem unverwechselbaren Eigencharakter von der Welt, in die es hineingegeben ist, vor allem aber von allem „Religiösen“. Guardinis Lebensarbeit, wie er sie selbst begreift, richtet sich auf die Überwindung der Säkularisation und aller ihrer Folgen; in dem als Vorwort abgedruckten Brief an Heinrich Kahlefeld nennt er sie: „... einen Beitrag also zu jener Arbeit, die uns die endende Neuzeit hinterlassen hat und die Gegenwart mit immer größerer Gewalt aufzwingt: die christlichen Begriffe von all den An-Ähnlichkeiten, Abschwächungen und Überdeckungen, Fehlleitungen und Verzerrungen zu befreien, die sie seit dem Beginn der Neuzeit erfahren haben“. Im Hinblick auf diese Aufgabe ist der die Mitte des Buches einnehmende Aufsatz „Religiöse Erfahrung und Glaube“ auch zugleich dessen Herzstück, der Zugang zu allem anderen. Hier gibt uns Guardini eine Phänomenologie des Religiösen von höchster Klarheit und bezwingender Einfachheit. Indem er die „religiöse Qualität“, das Wunderhafte, Numinose, Geheimnisvolle aufweist, wie es im Erleben der Natur, im Fragen nach Ursprung und Ende, in dem intellektuellen Bemühen um Sinn-deutung und Wahrheitsfindung zutage tritt, und indem er ferner zeigt, wie

solche Erfahrung sich entfaltet und in primitiven und geschichtlichen Religionen ausformt, gelangt er dazu, diese ganze religiöse Werthaltigkeit als einen Teil der Welt — und zwar ihren gefährlichsten — kenntlich zu machen. Denn zu alledem steht die christliche Offenbarung „quer“, und nichts ist hinderlicher für den — mit keiner „religiösen Erfahrung“ zu verwechselnden — Glauben, welcher nämlich den von außerhalb der Welt kommenden Anruf Gottes in Gehorsam entgegenzunehmen hat, als gerade alle jene Erfahrungsmöglichkeiten des Göttlichen, wie sie aus der Welt selber stammen und auf die sich die Welt gegen Gott so oft zu berufen pflegt. Darin, daß Welt und Dasein den Doppelcharakter, nämlich des Profanen und Religiösen, von Haus aus haben, liegt ihre „Mächtigkeit“. „Einer nur ‚weltdichen‘ Welt gegenüber könnte der Versuch, sie rein in sich selbst zu begründen, nie gemacht werden“. Die Welt hat aber jenen numinösen Charakter nur, weil sie von Gott geschaffen ist; die gefährliche Möglichkeit, sie als Schöpfung ohne Erlösung absolut zu setzen, das heißt also: heidnisch zu nehmen, liegt dicht neben der anderen, von der natürlichen Selbstbezeugung Gottes zur Annahme seiner Selbstbezeugung in der Offenbarung geführt zu werden. — An vielen Stellen dieser und anderer Ausführungen Guardinis ergeben sich wichtige Ausblicke auf den Protestantismus, besonders auf die dialektische Theologie, deren Gefahr Guardini in der Hybris des „reinen Christentums“ sieht, das heißt im Herauslösen des Evangeliums aus der Schöpfung. — Guardini, der auf solche Gefahren hinweist, zeigt aber gleichzeitig den echten Weg, das Numinose in der Welt richtig, das heißt „auf Gott hin“ zu verstehen; er macht uns damit jene „Überwölbungskraft“ katholischer Haltung sichtbar, innerhalb deren die Welt zu ihrem Recht kommt.

Seppuku. Die heroische Selbsttötung der japanischen Offiziere (man sagt bei uns hierfür gewöhnlich Harakiri, während der Japaner selber meistens das Wort Seppuku verwendet), diese Lösung des Tokioter Dramas hat überall dort, wo sich auch in der blassen, vernünftelnden Welt unserer Tage noch etwas echte moralische Atmosphäre erhalten hat, wie ein Blitzschlag des Zeus eingeschlagen. Man weiß wieder einmal, was groß und klein, was stolz und feige ist, und man sieht auch, daß Nietzsche nicht recht getan hat, die Moral überhaupt erst in Herrenmoral und Sklavenmoral einzuteilen. Es gibt vielmehr schon von Natur aus in Wirklichkeit nur Herrenmoral und sonst gar keine. Das japanische Sittengesetz der Samurai-kaste, Bushido, das im 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von dem Gründer der konfuzianistischen Ko-gaku-Schule, Yamago Sokō, zuerst kodifiziert wurde, obwohl es an sich weit älter ist und vor allem nicht in den Ideen eines Einzelmenschen, sondern einer Rasse und Schicht wurzelt: dieses Bushido gehört sicherlich zu dem Adligsten, was die Menschheit an Haltung und Lebensstil auf der Erde zum Blühen gebracht hat. Man fragt auch gegenüber solchen Ereignissen wie dem in Tokio, in denen das Unbeschreibliche einmal getan ist, erst in zweiter Linie nach ihren politischen,

rechtlichen, wirtschaftlichen und sonstigen Zusammenhängen. Das Geheimnisvolle ist hier weit mehr das Offenbare. Selbst ein Vergleich mit politischen Attentaten in der Geschichte anderer Völker und den oft auch heldenmütigen Schicksalen derer, die sie ausführten, läßt sich darum nicht gut ziehen, weil in jenen anderen Fällen meistens eine einmalige persönliche Improvisation dahintersteckt, während hier in den Akteuren vielleicht kein widerspruchsfreier politischer Plan, wahrscheinlich aber eine deutliche innere Vorstellung von dem Ablauf des Dramas vorher lebendig war. Überdies verteilte sich die Tragik in so würdiger Weise auf die Täter wie die Opfer der Anschläge, daß es fast einen kleinen Mißklang gab, als die Nachricht bekannt wurde, der Ministerpräsident Okada sei doch noch auf eine scheinbar mehr wunderliche als wunderbare Art mit dem Leben davongekommen. Was können wir aber schon wissen von den inneren Zusammenhängen dieser Rettung wie auch von denen des ganzen Dramas! Die östliche Welt ist uns politisch ja kaum durchsichtig und psychologisch noch weniger, da bleibt denn schon das Moralische in den Tatsachen der einzige sichere Kristallisationspunkt für unser eigenes Nachdenken. Gerade die Geschichte der letzten Jahre hat ja in einer langen Reihe von Beispielen, wie sie anläßlich des Dramas von Tokio in der Presse der ganzen Welt wiedererzählt wurden, gezeigt, daß Japan nicht an Zivilisation zugenommen hat, um wie die meisten anderen Völker der Erde in gleichem Maße seine moralische und biologische Kraft zu verwässern. Das Beispiel des Generals Nogi und seiner Frau, die im Jahre 1912 dem Kaiser Meiji freiwillig in den Tod folgten, ist in dieser Hinsicht von tiefster, die Entwicklung bestimmender Bedeutung gewesen. Denn nach den Jahrzehnten der großen Umstellung auf die europäische Zivilisation und Politik unter Meiji war es durchaus noch nicht sicher, ob die japanische Volksseele nach einer solchen in der ganzen Menschheitsgeschichte beispiellosen Kurswendung nicht gerade in ihren edelsten Bereichen an Kraft einbüßen würde. Mag daher der Politiker oder Wirtschaftler über die Vorfälle in Tokio sein sachlich so oder so bestimmtes Urteil abgeben: für die unbeteiligte Außenwelt sind sie vor allem ein moralisches Ereignis ersten Ranges gewesen.

Dem Schöpfer der nationalen Galerie. Ludwig Justi, der einstige Direktor der Berliner Nationalgalerie, der Schöpfer der modernen Sammlung des Kronprinzenpalais, ist am 14. März in die Reihe der Sechziger eingetreten. Aus diesem Anlaß haben drei seiner nächsten früheren Mitarbeiter, Ludwig Thormaehlen, Paul Drtwin Rave und Alfred Henken sich zusammengetan und in einem stattlichen Bande unter dem Titel „Im Dienst der Kunst“ bisher nicht in Buchform veröffentlichte Arbeiten Justis herausgegeben (Wilh. Gottl. Korn, Breslau). Es gab keine bessere Form der Ehrung für den Mann, der als Erbe Tschudis die Nationalgalerie recht eigentlich erst zu einer nationalen Galerie gemacht hat, der in zäher Arbeit die Form und die Formen geschaffen hat, in denen Berlin seinen neuen Kunst-

besitz sinnvoll ausbauen konnte. Dieses Sammelwerk zeigt den Mann Justi besser, als ihn eine der üblichen Festschriften mit zehn oder zwanzig Kollegenbeiträgen zeigen kann, weil es Dokumente seiner Arbeit, Katalogvorworte, Aufsätze, Polemiken — darunter die immer noch prachtvoll lebendige Streitschrift gegen Scheffler: „Habemus papam“ — geordnet zum Abdruck bringt und dem Leser so die Möglichkeit gibt, das Leben und Schaffen Justis noch einmal rückschauend nachzuleben. Das Verzeichnis von Justis sämtlichen Schriften, das die Festschrift beendet, beginnt mit der Dissertation von 1898 über Jacopo de' Barbari und Dürer, der ersten Verteidigung, die Justi einem deutschen Künstler hat zu Teil werden lassen: die Festschrift selbst setzt mit dem Essay über Dürers Dresdner Altar ein, dessen Echtheit Justi gegen Wölfflin verteidigt. Es folgen weitere Arbeiten zur älteren Kunst, in denen der Historiker zum Wort kommt: dann beginnt die Welt des Museumsmanns, das Reich der neueren Kunst. Und immer wieder erlebt man die unmittelbare Lebendigkeit des Mannes Justi, mag er nun über Corinth oder Munch, über Thoma oder die jüngste Kunst berichten. Noch die grundsätzlichen Schriften zur Museumsarbeit durchzieht dies Beteiligtsein: der Geheimrat Justi war bei allem Instinkt für Form sehr wenig geheimrätlich im Bürosinn veranlagt. Das spürt man auch durch das Vorwort der drei Herausgeber hindurch: es gibt ein Bild vom Leben des Sechzigjährigen, mit so viel innerer Wärme, daß der Gefeierte auf dies Kapitel ganz besonders stolz sein kann. Man erlebt hier den Zusammenhang von älterer und jüngerer Generation, der sich aus gemeinsamer Arbeit ergab, so unmittelbar, wie selten — also daß man ebenso dem Gefeierten wie denen, die hier ihren einstigen Herrn und Meister feiern wollen, aufrichtig Glück wünscht. Hier ist ein schönes und nobles Buch entstanden.

Für Wolfgang Goetz. Das Berliner Staatstheater hat in seinem kleinen Haus in der Nürnberger Straße das neue Schauspiel von Wolfgang Goetz „Der Ministerpräsident“ herausgebracht. Der Ministerpräsident ist Bismarck, der Konflikt, um den es geht, ist das Ringen zwischen Vater und Sohn um Herberts Ehe mit der geschiedenen Fürstin Carolath-Benthen. Sie war des Staatssekretärs Herbert Bismarcks große Liebe — die Briefe, die er über dieses Erlebnis mit seinem Freunde Philipp Gulemburg wechselte, hat die „Deutsche Rundschau“ in ihrem Märzheft von 1923 zuerst veröffentlicht. Bismarck widersetzte sich einer Verbindung, weil die Ehe den Sohn in die Kreise seiner erbittertesten Gegner vor allem auf der katholischen Seite hinübergezogen hätte. Er drohte mit Rücktritt und Selbstmord — und Herbert mußte sich fügen. Von diesen Grundlagen aus hat Goetz ein unhistorisch-historisches Schauspiel geschaffen: er nennt keine seiner Figuren mit Namen; er läßt die junge Fürstin durch eine Intrigue ihrer Großmutter dazu kommen, sich an den Staatssekretär zu machen: der Vater kämpft nicht gegen das Gefühl des Sohnes, sondern der Ministerpräsident gegen den Versuch, ihn durch eine Verstrickung des Sohns zu stürzen. Er

bleibt auf der ganzen Linie Sieger — sogar die politischen Gegner bringen ihm am Schluß ihre Huldigungen dar. — Diese Komödie von Goetz, die mit Emil Jannings in der Rolle des Ministerpräsidenten bei der Erstaufführung ein ganz großer Erfolg wurde, ist jetzt Gegenstand ähnlicher Erörterungen geworden wie seinerzeit der „Gneisenau“ des Dichters. Damals ging es um die Gestalt und die Rolle Blüchers in dem Spiel; heute geht es in der Hauptsache um die Figur Bismarcks. Sie erscheint vielen, sowohl in der Gestaltung durch Goetz wie in der Darstellung durch Emil Jannings allzu primitiv volkstümlich: aus einem Helden sei ein Feldweibel geworden, der nichts mehr von Bismarck hätte — die geschichtliche Wahrheit sei zugunsten des Theaters und der Komödienwirkung verbogen und im Niveau herabgesetzt. — Einen Bismarckverehrer wie Wolfgang Goetz braucht man gegen den Vorwurf der Herabsetzung seines Helden nicht in Schutz zu nehmen: interessant aber ist, wie man hier wieder einmal die Widersprüche beobachten kann, die sich ergeben, wenn Historie und Theater, Wirklichkeit und Wirklichkeitsverwandlung im Bilde der Nachrückenden aufeinanderstoßen. Das Bismarckbild der Geschichte ist in vielem anders als das, was Goetz und Jannings hinstellen: vom Theater aus ist es wirksam und damit bestätigt. Das Bismarckbild der älteren Generation, aus der zumeist die Einwände kommen, ist nicht mehr das der jüngeren: die einander Ablösenden aber haben immer die meisten Gegensätze zu tragen — bis die dritte Etappe den Frieden bringen kann. Es ist aber erfreulich, daß ein Drama wieder einmal so in die allgemeine Diskussion tritt: das Theater scheint langsam wieder etwas von dem verlorenen Gelände zurückzuerobern.

Wilhelm Schulzes Doktorprüfung. Zu der im Oktoberheft 1935 der „Deutschen Rundschau“ mitgeteilten Anekdote, nach der der deutsche Sprachforscher Wilhelm Schulze seine Doktorprüfung sozusagen unbewußt bestanden hätte, teilt uns die Philosophische Fakultät der Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald mit, daß die Anekdote durch die Tatsachen widerlegt wird. Nach den Akten der Fakultät ist Wilhelm Schulze am 26. Januar 1887 in einem ordnungsgemäßen, unter Vorsitz des Dekans durchgeführten und protokollierten Examen von verschiedenen Mitgliedern der Fakultät in den Fächern Griechisch, Latein, vergleichende Grammatik und Philosophie geprüft worden. — Wir bringen diese Richtigstellung gern, aber nicht ohne ein leises Bedauern, daß die hübsche Anekdote nicht mehr das Bild des verehrten großen Gelehrten im Menschlichen so hübsch abrunden kann.

Kaffernland

EINE DEUTSCHE SAGE

ROMAN VON HANS GRIMM

(Schluß.)

Nach ein paar Tagen lagen die Segelschiffe Gulloden, Sultana, Stambul, Abessinian, Convenanter und Mersey auf den stillen Wassern des Solents in kurzen Abständen voneinander verankert. Sie hatten die drei deutschen Kapregimenter an Bord. Nur die Altverheirateten und die frischen Frauen und die Kavallerie und der General und verschiedene Vorräte fehlten zur Abfahrt. Befehle und Gegenbefehle und endgültige Befehle wurden ausgegeben. Dann holte man die Gheleute und die Kinder und die Frauen aus dem Quartiere auf dem morschen ehemaligen Kriegsschiff Britannia ab und verteilte sie auf die Truppschiffe. Der Dreimaster „Gulloden“ war zuerst fertig und zog am grauen Abend des 9. Novembers bei günstigem Winde der Höhe von Spithead, dem offenen Meere und der fernen Sonne zu. Der Gulloden folgte die Sultana des härbeißigen Oberstleutnants von Hake und von Linsingens ordentliches Fahrzeug. Hinter der Sultana schwamm die Abessinian hinaus, jenes Schiff der Jugend, das Graf Lilienstein und seine sechs schlanken, lachlustigen Mädchen und vierzig kaum dem Knabenalter entwachsenen Offiziere trug, und das von den Gewalten des Wassers und der Winde am allerlängsten zwischen den Weltteilen festgehalten wurde. Zuletzt, nachdem die Segel von Stambul, Convenanter und Mersey am Horizonte verschwunden waren, stach der Dampfsegler Sultana mit dem General und den Kavalleristen und den Vorräten in See.

Da waren die armen deutschen Degen endlich alle unterwegs: die Offiziere, die sich freuten, daß es ihnen gelungen war, nur mitzukommen, wenn schon in niederen Dienstgraden; die Offiziere, die sich noch ärgerten über die schlimmen letzten Tage und die verdrießlich fragten: „Was wird das erst draußen werden?“ Und alle die Abenteuerer und alle die Sehnsüchtigen. Hundertsechs Offiziere, achtunddreißig Offiziersfrauen, zweitausendzweihundertfünfundvierzig Mann, dreihundertdreißig Soldatenfrauen und hundertachtundsiebzig Kinder machten die weite Wanderung in die Fremde, um für England und die neunhundertneunundvierzig Weißen im Kaffernlande einen lebendigen Grenzwall mit ihren Leibern aufzurichten.

Weil sie gut gepflegt wurden auf der Reise, ließen sich auch die Brummigen im Sonnenscheine südlicherer Breiten bald überreden, daß jeder seinem gelobten Lande mit Milch und Honig, und was die verschiedenen sonst

darunter verstanden, wirklich entgegen zöge. Niemand wußte, daß sie gegen den Hunger fuhren, und ein Prophet, der ihnen von den mühseligen deutschen Arbeitsleuten erzählt hätte, die ihre Nachfolger auf dem gleichen Meereswege sein müßten, um das gesicherte Land durch harte Arbeit erst urbar zu machen und hierdurch für England völlig zu gewinnen, war nicht unter den armen Degen.

In England aber redete man wieder freundlich von den Legionären, als man sie auf solch glückliche und vorteilhafte Manier los war, und im Kaffernlande und an der Kapgrenze, wo die Angst vor Kxeli und Umhala und Umhalaſa und dem Hunger und der brauenden, finsternen Not immer lähmender wurde, lasen die Siedler zu ihrem Troste in der King Williamstown Gazette, der Zeitung der Regierung:

„Vor allem, wird nicht die Ankunft der Deutschen das allerkräftigste und heilsamste Mittel sein, den keimenden Aufruhr in den verschiedenen Stämmen zu ersticken?“

Die neunhundertneunundvierzig Weißen im Kaffernlande antworteten zu dieser Zeit ihrer großen Furcht alle laut und in ihrem Herzen: „Ja, die Ankunft der Deutschen wird helfen, sie werden das Schreckliche abwenden, und wir werden hinter ihnen endlich im dauernden Frieden wohnen, unseren Geschäften nachgehen und Geld verdienen können! Jetzt aber ist es so, daß selbst die Farmer noch fünfundsiebzig Meilen hinter uns in der Kolonie ihre Heimstätten verlassen und ihre Farmen um ein Spottgeld hergeben vor lauter Verzweiflung!“

Niemals im Kaffernlande zeigten sich die launischen Kräfte der Natur williger, das Saatkorn der Sommerfrucht aus Menschenhand zu empfangen als in jenem Jahre, in dem Hunger begann. Es regnete gute langsame Regen vor der Sæezeit des Kaffernkorns, danach kamen freundliche Tage zur Bestellung, aber die Feldgärten blieben unbehackt den ganzen September hindurch. Und die Erde wurde wieder gesegnet im Oktober und wartete auf die schweren, gelben Maiskörner, doch zogen nirgends in Kxelis und Umhalas Gebiet die schwarzen Weiber hinaus zu ihren unordentlichen Arbeitsstellen, und auch in Sandilis Herrschbezirk ruhten nur wenige mit lachendem Mute die Gunst des Schicksals aus. Da schenkte die zeugungsfrohe Natur, als die weißen Kinder schon von Weihnachten zu sprechen anfangen, den brachen und wüsten Feldgärten noch einmal späte Regen, wie sie sonst in dürren Jahren die Menschen herbeizubeten und heranzuzaubern versuchen zur Rettung von Not. Der Kommissar Brownlee sah finster das letzte Bitten der Erde. Frau Brownlee sagte zu ihm: „Ach, du stöhnst so viel im Schlafe.“ Brownlee antwortete: „Es frißt mir das Herz ab. Es heißt, daß auch die zurückgebliebenen Grenzfarmer in der Kolonie nicht gesäet haben, weil sie den Aufstand bald erwarten. Was soll werden? Ich höre die betrogenen Hungrigen jede Nacht vor unserem Hause schreien.“

Die Frau verstand ihn nicht recht. „Sind denn schon welche gekommen“, sagte sie, „oder ist es nur ein Traum?“ „Nein, sie sind noch nicht bis zu uns gekommen, aber es ist auch kein Traum“, entgegnete Brownlee. Er ging in sein Arbeitszimmer. Plötzlich folgte ihm die Frau. Ihr Gesicht war gerötet, und die ein wenig Stille und Steife drängte leidenschaftlich: „Sende du zu Krel! Sende du eine Botschaft von dir selbst, nicht von der Regierung! Dein Bote soll sagen: König Krel, Charles Brownlee hört Menschen deines Stammes weinen vor Hunger. Es sind aber die späten Regen gekommen. Lasse du die Weiber noch jeßt säen, lasse sie ein wenig säen.“

Da lächelte Brownlee müde und streichelte ihre Hand und zog sie ans Fenster: „Siehst du dort? So wartet reisefertig. Unsere Gedanken sind einander begegnet. Nur wird es nicht helfen.“ Sie wartete am Fenster, während Brownlee draußen mit So die letzten Worte sprach, und dachte: „Es wird helfen, weil es mir und Charles zugleich eingegeben wurde. Und neben seiner Botschaft und neben So werden meine Wünsche unsichtbar herlaufen. Sie müssen an Krelis schlimmer Seele rütteln, und Kreli wird die Seele auf-tun für die Botschaft. Ich glaube es.“ Sie ging auch den ganzen Tag umher mit starren Augen und sah nichts und sorgte um nichts in ihrer Nähe. Wenn sie etwas abziehen wollte, betete sie im Stillen: „Versuche mich nicht, denn alles, was ich habe von Kraft, ist nötig vor Krel.“ Und Brownlee wunderte sich über sie.

Kreli nahm So freundlich auf. So erzählte allerlei. Die Ratsmänner und Krelis Mutter hörten zu. Kreli lachte wie in guten Zeiten. Am Morgen richtete So die Botschaft aus. Er saß im Sonnenscheine vor Kreli beim Kälberkral. Er hielt zwei Finger in die Höhe. Er sagte: „Dieser Finger ist Charlis Brownlee, der Kommissar ist für das Government, dieser Finger spricht nicht.“ Da zog er den einen Finger ein. Er sagte: „Dieser Finger ist Chalis, der Sohn des guten Vaters, der ein Gaika ist, denn er wurde durch das Zaubermittel eines Gaikas aus einem vorher unfruchtbaren Leibe geboren. Dieser Finger hat gesprochen.“ Die Ratsmänner warteten neugierig, was Kreli nach solcher Rede bestimmen werde. Es gab einige unter ihnen, die bei sich mit der Botschaft übereinstimmten. Auch Krelis Mutter stimmte mit der Botschaft überein. Sie lauschte in ihrer Hütte. Kreli antwortete nicht gleich. Nach einer Weile sagte er: „Nein, die Natur der Dinge ist jeßt verändert.“ Es war seine ganze Antwort. Als er nichts weiter hinzufügte, murmelten alle Ratsmänner: „Du hast gehört, Kreli, der Herr sagt: Die Natur der Dinge ist jeßt verändert. Warum sollen wir säen?“

Da sprang So ungeduldig auf und rief: „Inkos, wie kannst du sagen, die Natur der Dinge ist jeßt verändert? Ich sehe das grüne Gras auf dem Boden wachsen. Ich sehe die Bäume neue Blüten ansetzen. Und sind nicht die Ranken dort auf dem Schmutzhaufen aus Kürbiskernen entstanden, die Ihr achlos fallen ließe? Daraus erkenne ich, daß nichts anderes geschehen wird, als immer geschah.“ Kreli ließ ihn ausreden. Er lachte nicht und zürnte nicht. Er dehnte sich in der Sonne und sprach noch einmal: „Die Natur der Dinge

ist verändert.“ So merkte, daß die Botschaft nichts gefruchtet hatte. Er ritt zurück die ganze Nacht hindurch. Wenn er kurz rastete unterwegs, des Pferdes wegen, schlief er nicht, sondern schaute auf den Gang der Milchstraße und der Sterne, und bei der ersten Morgenröte, beim Leuchten der Hörner, fühlte er mit beiden Händen den Tau, und er wiederholte fortwährend: „Was ist geändert? Der Brummbvogel brummt wie in allen Jahren. Das Buschdassie siept im Finstern. Ibikwe, der Regenvogel, ruft Ku-ku-u-u und kündigt neuen Regen an. Dies alles war immer in der Saezeit. Nichts hat sich geändert.“

Nach Gos Ankunft weinte Frau Brownlee verstohlen. Sie wollte aber nicht zugeben, daß Tränen in ihren Augen seien. Am Abend, als Brownlee wieder fragte, flüsterte sie leise: „Ich hatte mich fest in den Glauben hineingeredet, den armen, betrogenen Menschen und dem Lande und dir helfen zu können. Aber ich hatte nicht genug Kraft.“ Und sie saßen nebeneinander und waren in schweren Sorgen und waren doch glücklich, daß sie einander hatten.

Niemand hatte genug Kraft. Die deutschen Sendlinge Kropf und Liefeldt und Rein und die englischen Missionare untersuchten lange und vorsichtig alle Meldungen und pflogen ernsthafte Beratungen, und sie festigten einander in der Überzeugung, daß satanische Mächte entfesselt seien, die sich überall in den Weg stellten, und die den Zauberern Wunder ermöglichten. Sie erklärten: „Die Erscheinungen werden von so vielen Augenzengen bestätigt, daß neben dem bewußten Betrüge ein Schlimmeres am Werke sein muß, das es den Hegenmeistern und Lügenpropheten, wie einst ihren Vorgängern in Ägypten, möglich macht, Dinge zu verrichten, die außerhalb des Gebietes der natürlichen Kräfte und Erscheinungen liegen.“ Als sie nun den Leibhaftigen in Person auf ihrem Kampffelde sich gegenüber glauben durften, gingen die Deutschen mit harten Streitermienen herum und scheuten sich nicht, die Dinge noch lauter als sonst beim rechten Namen zu nennen. Sie kamen auch überein, überall erst recht vorzurücken.

Liefeldt besuchte Sandili und sagte: „Ich will jetzt bei dir am Thomasflusse zu bauen anfangen, Häuptling.“ Sandili versuchte Ausflüchte, denn er war schon tiefer in die Netze der Schlächter geraten. Er antwortete: „Ihr seid mir willkommen am Thomasflusse. Und du bist mir besonders lieb. Ich habe ein Pferd hier, das will ich dir zum Geschenke geben. Indessen ist die Zeit für den Aufbau nicht günstig. Jetzt könnt Ihr nicht bauen.“ Liefeldt fragte: „Warum nicht?“ und er runzelte die Stirne. Er sagte weiter: „Kennst du die Geschichte von dem Tode, wie Ihr schwarzen Menschen sie erzählt?“ Sandili erwiderte: „Lehrer, ich kenne diese Geschichte wohl. Ich bitte dich, erzähle du die Geschichte. Ich werde zuhören, ob du sie recht erzählst.“ Liefeldt sagte: „Ich stehe nicht hier, um mit meinem Munde heidnische Geschichten zu erzählen. Gilt nicht Baba jetzt viel vor dir? Laß ihn erzählen.“ Sandili nickte: „Baba kann erzählen.“

Baba nahm die Pfeife aus dem Munde. Er dachte nach und sah unruhig umher, und dann bewegte er die Arme und erzählte in seiner hastigen Weise: „Inkosi umkulu, es ist wahr, der Große, der vieles gemacht hat, war ein Freund des Menschenvolkes. Das Menschenvolk hatte einen Feind. Dieser strengte sich an, alles zu hindern. Der Große machte die nützliche Biene, der Feind ersann die gefräßige Fliege. Der Große schuf eine Schwalbe, der Feind ließ die Fledermaus flattern am Abend. Der Große sandte den Adler in die Höhe, der Feind ahmte ihm nach und ließ die schreiende Nachteule streichen mit den bösen Augen. Der Große wünschte, daß die Leute immer leben sollten in der Welt. Er schickte das Chamäleon zu den Leuten, daß es ihnen das große Wort des Großen brächte: „Ihr sollt immer leben.“ Das Chamäleon kroch langsam auf der Straße. Der Feind rief die geschwinde Eidechse von dem Felsen, daß sie den Leuten das andere Wort brächte. „Ihr müßt immer sterben.“ Das Chamäleon war weit voraus auf dem Wege zu den Leuten, aber die hurtige Eidechse überholte es, und die Leute empfingen zuerst das Wort des Todes: „Ihr sollt sterben und nicht leben!“ Das Chamäleon kam nach der Eidechse an und berichtete dem Menschenvolke das große Wort des Großen, aber die Botschaft vom Tode war ausgesprochen. Dennoch wäre es gut gegangen mit den Leuten, weil der Große ein Freund der Leute war. Es geschah aber ein anderes Unglück. Der Tod geriet unter das Menschenvolk. Die Leute klagten. Sie schüttelten den Gestorbenen. Sie verstanden nicht, was ihm fehle. Sie konnten ihn nicht aufwecken aus dem fremden Schlafe. Sie konnten ihn nicht sehen, nicht hören, nicht sprechen, nicht essen und nicht gehen machen, so viel sie sich anstrebten. Die Klagen der Leute wurden sehr laut. Überall hallte das Jammergeschrei wider: „Jo! Jo! Jo!“ Da rief es von einem Hügel gegenüber: „Warum klagt ihr alle?“ Die Leute antworteten: „Jo, jo, jo, einer vom Menschenvolke liegt in Ohnmacht. Jo, jo, jo, er liegt in einem tiefen Zauberschlaf.“ Die Antwort kam vom Hügel: „Warum lächelt ihr ihm nicht Luft zu?“ Die Klagenden fragten zurück: „Womit?“ Da antwortete der verborgene Feind aus der Nähe: „Ei, lächelt doch mit einem flachen Kaffernkorbe!“ Als der Bote des Großen auf seinem Hügel diese törichte Antwort des Feindes hörte und die Leute gehorchen sah, war er sehr gekränkt. Er gab den rechten Rat nicht und sprach nichts weiter, sondern ging von dannen. Dies ist das andere Unglück. Weil der Feind seine eigene Antwort gab, konnte der Bote des Großen den rechten Rat nicht aussprechen, und die Leute lernten nicht das Leben wiederzugewinnen für die Gestorbenen. Dies ist das Ende.“

Gandili und die Zuhörer sagten: „Baba hat die Geschichte recht erzählt, Lehrer!“ Liefeldt sah den Feind vor sich, er zürnte: „Baba hat die Geschichte erzählt, wie ihr sie erzählt. Aber ihr wollt nicht einmal an eurem eigenen Gerede weise werden, so groß ist eure Blindheit und Verstocktheit! Denn wir sprechen vom großen Gotte und wollen Euch Leben bringen am Thomasflusse. Ihr aber horcht im geheimen darauf, was der Böse verkünden läßt an der Dolora und am Mpongoflusse, und der Feind wird euch Hungers sterben lassen allesamt.“

Die zornigen Worte halfen gar nichts, und als Liefeldt später noch einmal in Sandili dringen wollte, erfuhr er: „Der Häuptling ist fortgeritten. Das Pferd, das er dir geschenkt hat, steht bereit, nimm es mit.“

Niemand hatte genug Kraft. Auch der Gouverneur nicht und Pambaniso nicht. Der Gouverneur reiste in das Kaffernland, um mit eigenen Augen nachzuprüfen, was so aberwitzig klang in den Berichten. Pambaniso stieg vom Gebirge der Dunkelheit herab und wanderte keck bis tief in das Gaikaland hinein, um durch Mahnung und Drohung seine früheren Stammesgenossen vor dem Untergange zu bewahren. Der Gouverneur brachte den Brüdern Kropf und Liefeldt eine tröstende Nachricht nach Bethel. Er sagte: „Der dicke Häuptling Loïs, Sasälas Sohn, hat mich um einen deutschen Sendling aus eurer Schar gebeten. Wenn ihr die Aufgabe gleich übernehmen wollt, würdet ihr helfen, daß bei Loïs die Manie sich nicht einnistet. Der Dicke selbst möchte nicht schlachten, er hat das Essen lieber als alle Prophezeiungen. Er hat auch säen lassen, und es ist bitter notwendig, daß die fatten Inseln erhalten bleiben. Denn wenn es uns gelingen mag, die schwärmenden Völker mit der Waffe abzuweisen, der Hunger wird nicht durch Waffen bezwungen!“

Liefeldt und Kropf empfingen die Aufforderung gerne. Sie antworteten dem Gouverneur: „Erzellenz, wir versprechen uns nicht allzuviel von der Wirksamkeit, insofern sie unserem geistlichen Zwecke dienen soll, denn Loïs hat die vielen Weiber und mag nicht von ihnen lassen. Und wenn er schon zur Predigt kommt, befehlen wird er sich gewiß niemals, sondern er wird sich immer von neuem ausreden, wie er es in allen Jahren tat: ‚Ich bin auf dem Wege dazu!‘ Und ein Säufer ist er auch geworden. Dennoch wollen wir dem Rufe gehorchen.“

Liefeldt und Kupfernagel ritten zu Loïs und setzten sich nach einigen Erwägungen mit dem Häuptling fest an einem Ort im Westen von King Williams Town, den sie Petersberg nannten. Am ersten Adventsonntage schlug Liefeldt eigenhändig mit einem schweren Knittel auf eine große hängende Bratpfanne los, daß die Schwarzen Neugierde bekamen, nachzuforschen, was da verkündigt werde, und daß der Leibhaftige, wo immer hier seine verborgene Wohnung wäre, erführe, daß seinen scheinbaren Vorteilen zu Trotz der Kampf gegen ihn zunehme. Und es hallte über die Flächen und die Kuppen und hinein in die Täler und Klüfte. Über ein Jahr lang wurde die große Bratpfanne gedengelt auf dem Petersberge, bis eine Glocke aus Deutschland kam. Und wenn auch der dicke Loïs, was die Bekehrung anging, immer bei seiner Ausflucht blieb: „Ich, ich bin auf dem Wege dazu“, so erreichten die deutschen Sendlinge dennoch, daß bei Loïs noch viel mehr gesät wurde, und wogende schwere Frucht bald auf allen Feldgärten seines Volkes stand, und daß bei ihm das fette Vieh auf fetter Weide wohlbehütet wurde, während weiter im Osten niemand mehr einer Rinderherde begegnen konnte. Aber der dicke Loïs war freilich ein Feind Sandilis und Makomos und Umhalas und kein Freund Krelis, und er hatte das Essen lieber als alle Prophezeiungen.

Wo Pambaniso erschienen war, wurde erzählt: „Pambaniso will Umhla-kasa fangen und ihn über den Kei schleppen und an einem hohen Baum im Kaffernlande aufhängen.“ Diese Nachricht vergrößerte die Unruhe unter den schwarzen Menschen. Die Gläubigen sagten: „Wenn es geschieht, wird es die Geister maßlos erzürnen, sie werden die Versprechungen nicht ausführen.“ Viele Gläubige baten König Kveli: „Du mußt den Propheten gut beschützen. Er ist in großer Gefahr.“ Von den Ungläubigen machten sich dagegen manche verstohlen davon in das Gebirge der Dunkelheit, um mit den Resten ihres Viehs die Zeitläufte abzuwarten in Pambanisos Nähe. Da eilte Pambaniso zurück, daß sein Geheimnis gewahrt bleibe, und daß es nicht zu Kämpfen komme in der Nähe seines Schlupfwinkels.

XIX.

Im neuen Jahre fragte das ganze Land: „Wann wird es endlich geschehen?“ Die fragenden Boten kamen von allen Seiten zu König Kveli. Da ging der erste Vollmond des Jahres blutrot auf, und Kveli beschloß, den Propheten Umhla-kasa von neuem zu besuchen. Es war wie ein Kriegszug zum Meere, aber ohne Singen und Lärmen. Achtzehn Ratsleute und fünftausend bewaffnete Männer begleiteten den König. Sie hörten in der Frühe des achten Februars die See rauschen und sahen den tiefen Einschnitt der Dolora. In dieser Nähe fielen die meisten der fünftausend Krieger erschreckt zurück, denn sie hielten alle noch ein wenig lebendiges Fleisch und ein wenig Korn irgendwo versteckt. Sie wagten nicht mit ihrem Ungehorsam dem Propheten unter die Augen zu treten. Kveli schritt ganz allein in das Thal hinunter und sprach im Geheimen mit dem Seher. Niemand hörte, daß Worte am Flusse gewechselt wurden. Nirgends erhoben sich schreiende aufgestörte Wasservögel aus dem Einschnitte. Aber auch des Königs große Gefolgschaft wartete so stille, daß der Busch und die Dünenberge wie gewöhnlich erschienen. Es kräuselte sich kein Rauch in der Sonne. Den Pferden, die erstaunt wiehern wollten, fuhren eilige Hände zaugengleich in die Mäster. Und das unruhige Atmen der Fünftausend selbst bequemte sich dem Küstenwinde an und den zurollenden und abrollenden Wellen.

Umhla-kasa sagte zu Kveli: „Die Zeit ist da. Acht Tage nach deiner Heimkehr zum großen Häuptlingsplatze wird es geschehen. Die Geister verkünden jetzt eine neue Weise. Am Morgen wird die Sonne spät aus dem Meere steigen. Die Sonne wird bis in die Mitte des Himmels hinaufwandern. Danach wird die Sonne blutrot und sehr heiß werden, und sie wird sich umdrehen, und sie wird zurückwandern, und sie wird im Meere verschwinden an der Stelle des Morgens. Danach wird ein Sturm plötzlich entstehen. Es wird blitzen und donnern. Der Sturm wird alle schwarzen und weißen Leute, die Hosen tragen, in die See fegen.“

Der König kam am Nachmittage heraus aus dem Tale der Dolora. Die Krieger erkannten, daß er viel erfahren hatte. Der König ging hastig.

Er rief den Ratsmännern entgegen: „Amadoda, die Zeit ist da. Es wird acht Tage nach der Heimkehr geschehen.“ Die Krieger hörten, daß des Königs Stimme unruhig war vor großer Freude. Sie murmelten einander zu: „Die Zeit ist da. Es wird acht Tage auf König Krelis Heimkehr geschehen.“ Sie horchten zugleich nach dem König und nach den Ratsmännern hin. Der König deutete zur Dolora, er sagte: „Es wartet überall drinnen in der Erde. Ich lag mit dem Ohr am Boden. Sie rufen. Sie drängen. Sie wollen endlich hervor. Es darf sie nichts mehr verhindern.“ Was der König erzählte, ging von Munde zu Munde und lief vorwärts und rückwärts. In Kralen, die viele Stunden vom Wege ablagen, konnte man plötzlich mitten aus der Stille von der Freude und vom Heimmarsche des Königs vernehmen. Alle Hungernden ließen vom Stöhnen ab und starrten mit den weiten Augen und lauschten.

Zwei Tage nach König Krelis Besuch, und gerade als Krelis seinen großen Platz erreicht hatte, verkündigte Umhlařasa für alle Leute, die warteten: „Die Zeit ist da. In acht Tagen wird es geschehen. Die Sonne wird spät aus dem Meere steigen. Die Sonne wird bis in die Mitte des Himmels hinaufwandern. Danach wird die Sonne blutrot und sehr heiß werden, und sie wird sich umdrehen, und sie wird zurückwandern, und sie wird im Meere verschwinden an der Stelle des Morgens. Danach wird ein gewaltiges Wetter entstehen, und es wird überall blitzen und donnern. Der Wettersturm wird alle weißen und schwarzen Leute, die Hosen tragen, in die See fegen. Ihr Geschrei wird gellen in der Dunkelheit.“

Es waren genug Männer bereit, die Nachricht überall hinzutragen. Wo die Träger der Freude erschienen, begannen die schwarzen Menschen, die noch Kraft in ihren Gliedern hatten, plötzlich Tag und Nacht zu arbeiten wie aufgestörte Ameisen. Die Männer und die Frauen legten zugleich Hand an. Sie erweiterten die Kornspeicher unter den Viehkralen. Sie krařten neue Gruben aus an vielen Stellen, daß der Boden weithin hohl klang. Die Einfülllöcher der Gruben blieben offen stehen. An die offenen Löcher krochen die Greiře und Greiřinnen und die hungernden dürrn Kinder und ließen die schweren Köpfe hinabbaumeln in die Finsternis, die sich mit der gelben schwellenden Körnermasse füllen sollte. Die Männer und Frauen packten die Dornenäřte der leeren Viehkrale und zerrten sie auseinander und brachten neue Äřte hinzu und erweiterten rundum die Gehege. Sie fürchteten, daß dennoch nicht Platz genug sein werde für die ungezählten Herden der Verkündigung. Die Männer liefen mit den Frauen und schnitten das lange Gras und halfen die Hütten neu decken und die Dächer ganz fest binden, damit der brausende Wind des schrecklichen Tages die Dächer nicht losreißen möchte und der Regen nicht in die Hütten flute. Die gläubigen Männer erstachen das letzte verborgen gehaltene lebendige Fleisch, und sie verstreuten und zertraten das letzte verheimlichte Getreide. Am Vortage verbreitete sich überall gleichzeitig die Meinung: „Das Gewürm, das so vieler Zauberei zum Mittel dient, will gewiß vor der sehr heißen Sonne in die Hütten der Leute flüchten.

Es wird deshalb gut sein, Gras und Kraut im Umkreise um alle Hütten zu verbrennen. Die sehr heiße Sonne wird das Gewürm auf der Flucht durch das schwarze Aschenfeld versengen.“ Da zündeten die Frauen an, was brennen wollte, und es schwelte und rauchte um alle Hütten. Und die Männer taten Frauenarbeit, indem sie die Türen der Hütten zu einem Schlupfe verkleinerten. Denn dienen nicht auch Wölfe, Paviane und Elefanten den Hegenmeistern? Und werden nicht auch diese Tiere Schutz suchen bei den Leuten? Sie können aber leicht getötet werden, wenn sie sich mühen, durch einen engen Schlupf zu kriechen.

Auf dem Heimmarste sandte Kxeli die Nachricht vom Tode der Erfüllung zu Makoma und Umhala. Makoma sandte einen Boten zu Sandili und Sutu. Auf diese Weise erfuhr Brownlee noch vor dem Gaikalavolke die Neuigkeit. Da ritt er im Gaikalande von Wohnstelle zu Wohnstelle, ohne der Überanstrengung der Pferde und des eigenen Körpers zu achten, und warnte zum letzten Male, und er traf auf viele Witwen und Witwer, die an alten Gräbern warteten. Die Gläubigen wandten sich ab, wo sein Zug hingelangte, und viele verschlossen ihm die Hütten.

Makomas Bote sprach zu Sandili: „Mgolombane“, das war Sandilis Grußname, „Mgolombane! Hast du nicht gesagt, niemals dürfen die weißen Menschen von dem Wasser des Tsumiesflusses trinken? Es ist so geschehen, daß die Gaikas jetzt nicht mehr von diesen Wassern trinken dürfen.“

Der Bote sprach auch: „Mgolombane! Makoma hat am Mpongoflusse Senga und Bazina gesehen, die beiden alten Ratsmänner, die vor sieben Jahren von den englischen Truppen getötet worden sind. Sie sind beide auf-erstanden, und sie harren, daß dein Vater auferstehe. Sie haben Makoma aufgetragen: Sage Sandili, daß er sich auftraffe, und daß er sich und das Volk rette!“

Sandili hatte keine Antwort für den Boten.

Makomas Bote sprach zu Brownlee: „Sir, du hast dem Häuptling Makoma sagen lassen: Makoma, du bist ein Säuser von jeher. Hüte dich, Makoma, stifte nicht wieder Unheil an! Ich beobachte dich! Sir, Makoma läßt dir antworten: Ja, es ist wahr, ich betrinke mich zuweilen, ich Makoma betrinke mich zuweilen bei Tage, wenn die Sonne scheint. Aber was tun eure englischen Offiziere, die jetzt im Kaffernlande das große Wort führen? Sie trinken in der dunklen Nacht wie Wölfe.“

Während Sandili nicht wußte, was er befehlen oder verbieten sollte, und während sich die Zeit dem schrecklichen Tage näherte, saß die alte Sutu freudig bei emsigem Tun in ihrer Hütte. Sie war siebenzig Jahre alt. Gaika, der große Oberhäuptling, dem sie Sandili geboren hatte, war vor dreißig Jahren gestorben. Gaika hatte viele Frauen lieber gehabt als sie, die seine große Frau war. Gaika hatte sie zweimal verstoßen, daß sie bei allen Spöttern Mpumo, das heißt die Verstößene, genannt wurde. Alles dies hatte Sutu vergessen.

Die Frauen brachten kleine runde, harte Hölzchen zu Sutu. Mit den Hölzchen strichen und glätteten Sutu und ihre Helferinnen an den wirren Runzeln

der Sorge, des Schmerzes, der Not, des vielen Plänemachens und des Alters herum und suchten sie auszugleichen. Sie ließ sich auch immer mehr Schmuck anstreifen.

Die vielen neuen Schmuckringe an der Greisin dürrten Beinen und dürrten Armen waren zu weit und klirrten und klapperten. Dieses sah und hörte sie nicht. Sie konnte nur denken: Ich will dem großen Oberhäuptling des Volkes wohlgefallen als sein Weib, wenn er jetzt wiederkommt.

Am sechsten Tage war das Land der Kaffern diesseits des Keisflusses und das freie Land Krelis jenseits voll von Singen und Freudenrufen, obgleich an den vielen Stellen die Verhungerten lagen. Der Hall der Freude unterdrückte das Köcheln der Abscheidenden vollkommen, und der Widerhall der Freude in den Flußträlern und in den Klüften und zwischen den Kuppen war so groß, daß mancherorts gesagt wurde: „Horch, horcht, es ist die Freude der Berge und der Flüsse. Es sind die Hügel, die rufen!“

Am siebenten Tage gegen Mittag krochen alle Leute in ihre Hütten und schlossen die Eingänge. Da war plötzlich das ganze freie Land Krelis und ein großer Teil des Kaffernlandes wie ein gestorbenes Land. Es gingen keine Menschen auf den Wegen und Pfaden. Die Viehkrale waren völlig leer und verödet. Die Korngruben standen offen. Es schliefen keine Männer, und arbeiteten keine Frauen, und spielten keine Kinder bei den Wohnstellen. Es sprachen keine Stimmen, denn die Menschen in den Hütten flüsterten nur. Es brüllte kein Vieh, es krächten keine Hähne, es wieherten keine Pferde, und es bellten nicht einmal Hunde. Das ganze Leben der Leute, und alles, was zum Leben der Leute gehört, schien auf einmal ausgelöscht um Mittag. Da wurde das wilde Getier des Busches und des Felds und der Ebene und des Himmels, darunter die entlaufenen Hunde, auch ganz still und verkroch sich überall in seine Schlupfwinkel. Das wilde Getier und die entlaufenen Hunde fürchteten einen tiefen Plan der Leute. Als es aber dämmerig wurde, ohne daß sich der Plan der Leute enthüllte, konnte das wilde Getier die Neugier und die unheimliche Erwartung nicht länger ertragen. Es zog von allen Seiten heran an die Wohnstellen und an die Pfade. Das Getier hörte, daß die Leute noch vorhanden waren, denn als der Abend fortschritt, begannen die kranken Kinder in den verlassenen Hütten lauter zu wimmern, und winselnde Hunde beantworteten das Wimmern aus anderen Hütten.

Die Nacht der Erwartung war sehr finster. In Krelis Land sahen die Männer durch Bohrlöcher in den Hüttenwänden. Sie wagten nicht, vor den Hütten nach dem Morgenscheine zu spähen, damit sie nicht mitweggefegt würden, wenn der große Sturm vielleicht plötzlich voraukäme. Im Kaffernlande glaubten die meisten Leute an die erste Prophezeiung von den zwei Sonnen an dem einfallenden Himmel, der nur die weißen und ungläubigen Menschen erdrücken werde, und von dem Blitze, der nur die viereckigen Häuser treffen werde. Im Kaffernlande krochen die Männer deshalb immer öfter heraus und suchten nach dem Fröhlscheine. Jeder, der mit einem anderen

flüsterte, sprach die Meinung aus: „Die Finsternis dieser Nacht ist gut. Es wird am Morgen sicher geschehen!“ Danach nickten alle, die beieinander saßen, langsam mit den Köpfen und murmelten: „Erwe, erwe, erwe!“ Sie schlossen dann ein wenig die Augen, und die Männer und Frauen sahen das im Bilde, wonach sie am meisten begehrten.

Diejenigen, denen gar keine Speise mehr im Bauche lag, und die sich nur von den gekochten Stengeln der Wasserlilien erhalten hatten, sahen lauter reife Mais- und Hirsefelder. Über den Feldern hämmerte es hell von den Klappern Vögel schreckender Knaben und Mädchen. Wo die nackten Knaben und Mädchen vor ihren Schutzdächern oder auf den schwankenden Warten standen, hatten sie straffe, glänzende Häute über drallen Gliedern. Hungernde sahen und hörten auch die Milch der Kühe in die Milchkörbe fließen, es war nicht mehr wie ein stoßweises Rinnen, sondern wie das Rauschen der Flüsse und Bäche nach dem Regen. Die Reicheren und besser Gesättigten, die bis zuletzt an verschiedenen Stellen lebendiges Fleisch und Korn verborgen gehalten hatten, begannen das Vieh ihres Hauses zu überprüfen. Es kam alles Vieh wieder, das sie besessen hatten. Es kam das Vieh wieder aus der Zeit, in der sie heranwuchsen. Es kam alles frühere Vieh ihres Vaters wieder. Es kamen sämtliche Kennochsen der Vorfäter, von denen sie wußten. Es kam mehr, als überhaupt gezählt werden konnte. Die Häuptlinge und Ratsmänner erkannten, daß kein Gouvernement und keine Polizei nach dem Verschwinden der Weißen ihnen mehr im Wege sein würden, und sie dachten, dies ist sehr gut. Die Priester erblickten, wie alle Missionare in hüpfende Frösche und quiekende Mäuse verwandelt wurden, und sie lüchelten bei geschlossenen Lidern. Einige Männer grübelten, wie sich das Recht und der Brauch gestalten werde nach der Freude der Auferstehung. Alle im Kaffernlande, wenn sie ein wenig geträumt hatten auf diese Weise, liefen hinaus voll Ungeduld, ob es noch nicht bald wäre, und kehrten zurück und flüsterten sich wieder zu: „Die Finsternis dieser Nacht ist gut. Es wird am Morgen sicher geschehen!“ Und sie sahen neue Bilder, und sie ließen Menschen neben sich sterben in den Hütten und vergaßen, daß die Hütten unrein wurden durch den Tod.

In der Nacht der Erwartung starb jenseits des Keiflusses Krelis Dheim Buchu. Buchu gehörte zu den Schlächtern, obgleich er kein Gläubiger war. Er wollte gern ein wenig reich bleiben bis zu seinem Tode und wollte sich mit dem Tode ohne Auferstehung zufrieden geben. Jedesmal, wenn Kreli verlangte: „Ihr müßt mehr schlachten!“ antwortete Buchu: „Es ist des Königs Befehl!“ und tat traurig einen Teil seiner Herden ab. Als Kreli mit der neuen Prophezeiung zurückkehrte von der Dolora, antwortete Buchu wieder: „Es ist des Königs Befehl!“ Die Nachbarn sagten: „Jetzt hast du alles Vieh geschlachtet.“ Buchu erkannte, daß er ein armer Mann geworden war. Er ging in die Hütte seines Lieblingsweibes. Die beiden Alten saßen beieinander. Niemand trug ihnen Nahrung zu, und sie versuchten, sich beide nicht länger zu wehren.

In der Nacht der Erwartung wurde auch Krelis erster Ratsmann Kabaraba vom Wahnsinne geschlagen. Kabaraba war so alt wie Buchu. Kabaraba stemmte sich der Weissagung entgegen. Er sagte dasselbe Wort wie Brownlee. „Nakapade, niemals, niemals wird es geschehen!“ Kabaraba galt für sehr weise und gut, und viele Leute im Volke sahen auf sein Beispiel. Krelis sandte zu Kabaraba. „Es ist der Befehl der Geister. Du mußt gehorchen. Die Leute sagen, daß sie dir nachahmen.“ Da antwortete der Greis: „Mein Vieh und meine Habe empfing ich von den Königen, von dir, König Krelis, und von deinem Vater König Hinka. Wenn der lebendige und der tote König mich jetzt berauben wollen, so darf ich mich nicht verteidigen.“ Er ließ das Vieh Stück für Stück erschlagen. In der Nacht der Erwartung mußten ihn die Söhne festhalten, weil er plötzlich wie ein bissiges Tier wurde. Auf der englischen Missionsstation konnten die Sendlinge später auch nichts anderes tun, als ihn in einer Art festen Käfigs eingeschlossen halten bis zu seinem Ende.

Als die Finsternis sich am Erdrande aufhellte, tat jeder Gläubige an Schmuck um den Leib, was er noch besaß, und die Männer nahmen die Waffen zur Hand, damit die Vorfäter und die Helden und die Geliebten richtig empfangen würden.

Die Sonne ging um sechs Uhr auf, nicht zu einer späteren Stunde. Es war nur eine Sonne. Obgleich die Sonne anfangs heiß erschien, bemerkten die Leute, daß die Strahlen nicht besonders brennend wurden. Die Sonne nahm keine blutrote Farbe an. Die Sonne wanderte nicht schnell bis zum Mittelpunkt des Himmels. Sie kehrte nicht um, als es Mittag war. Der Tag war ein gewöhnlicher heller Tag mit dem gewohnten Sandwinde an der Küste und dem gewohnten blauen, unbeweglichen Himmel. Es kam kein großer Sturm. Es rollte an diesem Tage auch nirgendwo Donner, und es fielen nirgendwo Blitze. Vielleicht konnte man seltsame Laute aus der Erde vernehmen. Leute, die weit auseinander wohnten, hörten Laute aus der Erde.

Die Leute klagten dennoch alle nicht. Sie waren müde. Sie sagten, als der Nachmittag begann: „Es ist ein Irrtum, es wird am neunten Tage geschehen.“ Sie warteten. Die Leute der Grara in Umhlałasas Umgebung sagten auch: „Es ist vielleicht ein Irrtum. Es wird vielleicht am neunten Tage geschehen. Oder es wird geschehen, wenn alles Vieh, das noch im Kaffernlande auf dem Graze weidet und wiederkauend im Schatten der Bäume liegt, getötet ist.“

Am neunten Tage kam ein Läufer Krelis zu Umhlałasa. Umhlałasa ließ dem Läufer erwidern: „Das Vieh unter der Erde ist voller Ungeduld. König Krelis kann es hören. Du kannst es hören. Es will auferstehen. Das Vieh auf der Erde ist ihm im Wege. Es gibt noch viele Herden im Kaffernlande. Es ist nicht meine Sache.“ Diese Antwort lief vor dem Läufer her, schneller als irgend etwas mit Füßen laufen kann, und schneller, als etwas mit Flügeln fliegen kann. Die Antwort lief zugleich nach Osten und Westen und Norden und Süden und nach allen Richtungen. Alle Leute sprachen davon in Krelis

Gebiet und im Kaffernlande. Die Botschaft der Regierung an die Hungernen in Krelis Gebiet, obgleich sie von sehr vielen vertrauenswürdigen Leuten mitgenommen wurde nach dem neunten Tage, konnte zuerst kaum gegen Umhlafas Botschaft andringen. Die Botschaft der Regierung lautete: „Hungrige Menschen, die ohne Waffen kommen, können bei uns Nahrung erhalten.“

Makoma und Umhala schickten beide zu Sandili. „Hast du gehört, was überall gesprochen wird? Bist du der Erfüllung im Wege? Der Häuptling Umhala hat jetzt von seinem Vater, der vor dreißig Jahren gestorben ist, ein seidenes Tuch zum Geschenk empfangen! Der Häuptling Umhala wird noch seinen Rennochsen Drogkwe schlachten, obgleich es feststeht, daß das Tier mit menschlicher Stimme reden kann. Wir beide haben danach nichts mehr zu schlachten, Wir sind nicht im Wege!“

Der Kommissar Brownlee ritt am Abend des zehnten Tages auf dem Heimwege durch Bethel. Er war zum ersten Male seit Monaten wieder guter Dinge trotz der langen Überanstrengung. Er piffte vor sich hin, ohne es selbst zu wissen. Er bemerkte die grüßenden Kaffern der Station nicht. So auf dem Pferde hinter ihm schlief vor Müdigkeit. Da begann plötzlich das Abendläuten der deutschen Glocke. Brownlee sah auf und nickte. Er spürte Lust, nach der langen Pause bei den Nachbarn vorzusprechen. Er wandte sich um und sah, daß So schlief. Er dachte: „Ich will halten, So zieht sicher an mir vorbei.“ Aber obgleich Sos Stute auch schläfrig hintappte, drei Schritte vor dem Kommissar machte sie doch Halt und schob sich der Gewohnheit gehorchend ein wenig zur Seite und nach rückwärts. Von der stoßenden Bewegung wachte So auf. Brownlee rief: „Es ist gut, So, wir dürfen wohl müde sein. Mach nach Hause. Du kannst der Missus melden, daß ich bei den Lehrern verweile!“ Er bog nach rechts hinüber. Ein paar Minuten später führte ein Kaffer das schwitzende Pferd des Kommissars vor Kropfs Haus langsam auf und ab, und Brownlee saß drinnen in der Stube bei dem Ehepaare. Frau Kropf begrüßte ihn ein wenig spitz: „Ach, Herr Brownlee, Sie sind so oft vorbeigekommen, und zuweilen haben Sie starr auf mich hingeblickt und haben doch nicht einmal gewinkt!“ „War ich so sehr vergrübelt?“ fragte Brownlee. Er spielte mit dem langen, das Gesicht umhängenden, dunklen Barte und senkte auf und sagte: „Gottlob, jetzt wird alles wieder anders werden, was meinen Sie, Freund Kropf? Sie haben Ihr redliches Teil daran, daß es uns gelang, Sandili und die Mehrzahl der Gaikas vom Viehtöten abzuhalten. Die Hungersnot über dem Keiflusse bei Krelis wird allgemein werden. Das ist entsetzlich genug. Aber wir haben die Vorräte bereit. Wir können nicht ungeschehen machen, doch wir können helfen. Und schließlich liegt uns unser Kaffernland näher, und hier werden wir der Not Herr.“

Es fiel ihm nicht auf, daß Kropf nicht antwortete. Er fuhr gleich fort: „Denken Sie doch, denken Sie doch, wenn der Teufelsplan gelungen wäre! Wenn die ganzen Schwarzen alle an einem Tage dem Hunger gegenüber

gewesen wären! Wenn an diesem einen Tage dann Kreli und die anderen Häuptlinge hingewiesen hätten auf uns, auf die Kolonie: Dort stillt den Hunger! Dort ist die Gelegenheit! Wer hätte die Flut aufhalten können, wer? — Die paar Truppen bei uns? — Aber weil es mit Gottes Hilfe glückte, hier und da die Leute abzuhalten oder lässig zu machen, erweist sich das, was ein großes leuchtendes Feuerzeichen sein sollte, auf einmal als so viel naß gewordenes Feuerwerk. Die große Gefahr ist vorbei; wenn es irgendwo wirklich noch lauter knallen sollte, ei, so sind Ihre kriegerischen Landsleute endlich bei uns, vor denen sich Frau Kropf so sehr fürchtet. Sie sind schon nach Fort Murray hinaufmarschirt und sollen nächstens die Forts der strategischen Linie von East London bis Dohne besetzen, und man erzählt, es seien vor-
treffliche Leute für den Zweck.“

Kropf horchte dem ungewohnt hastigen Reden zu mit einem verkniffenen Gesicht. Er schien nicht einerlei Meinung und schien doch im Augenblick aus irgendeinem Grunde nicht mit der Sprache heraus zu wollen. Aber Brownlee schwieg jezt. Er hing nach seiner Art wohl irgendeinem dienstlichen Einfall nach. Da meinte Kropf, er müsse ein paar Worte sagen, und er und vor allem sein Weib fingen allerlei von den Legionären zu sprechen an. Was sie gehört hätten von der Landung und vom General und von der Scheidung einzelner Ehen, die infolge eines in England gemachten unsäßlichen Versprechens gleich in Kapstadt nötig geworden sei, und ob der General wirklich später in der Nähe von Bethel wohnen werde und dergleichen.

Als sich Brownlee aufraffte zum kurzen Reste des Heimrittes, ging Kropf ihm voraus und nahm dem wartenden Schwarzen das Pferd ab und hielt die Zügel und schob dem Aufsteigenden selbst den rechten Steigbügel an den Fuß. Dabei sagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich wollte meine Frau nicht erschrecken. Wir erwarten doch ein Kind. Ich werde jezt ein Stück neben Ihnen hergehen. Bitte, lassen Sie sich nichts merken. Ich glaube nämlich, Sie sind zur Zeit falsch unterrichtet über Sandili. Ich habe durch unsere Leute heute kurioses Zeug erfahren. Danach steht Sandilis Abfall zu den Gläubigen bevor, wie ich das persönlich immer erwartete. Sandili wird eben von allen Seiten vorgestellt, er habe die Erfüllung der Lügenprophezeiung aufgehalten. Und es ist anscheinend gelungen, ihn davon zu überzeugen. Sandili wird sämtlichen Gaiikas befehlen, ohne Zögern alles zu schlachten, theils um sein verlorenes Ansehen bei den Gläubigen wiederzugewinnen, theils um die augenblickliche Erfüllung herbeizuführen. — Nein, ein Schwarzseher bin ich nicht. Ich weiß, was kommen wird. Wir werden die Hungersnot hier bei uns, hier überall haben. Ihre Vorräte werden nicht ausreichen. Wir werden, wenn nicht doch noch den großen Schlag gegen alle Weißen, hier, hier überall neben dem Hunger den Kleinkrieg erleben. Ich rate eins, schreiben Sie an den Hauptkommissar, daß die Legionäre gleich in die Verteidigungsstellen einrücken. Vielleicht, daß das abschreckt und noch hilft. Hart genug für Leute, die einwurzeln wollen, wenn die Sache auf solche Weise für sie beginnt, denn durch Kriegsspielen wird Schwarz und Weiß zur Arbeit verdorben. — Aber

ich darf nicht zu lange mitlaufen. Es fällt der Frau auf. Sie will dann wissen, was ich mit Ihnen besprochen habe. Sie soll sich dieses Mal nicht im voraus ängstigen. Das Kaffernland zerreibt ja wahrhaftig die Frauenzimmer. Also —.“

Da reichte ihm Brownlee die Hand herunter und lächelte. Sein Gesicht hatte aber einen gequälten Ausdruck, und alles, was die innere Lustigkeit bisher verborgen hatte an Spuren der Sorge, der Mühe und der Überanstrengung, wurde trotz dem Lächeln erschreckend deutlich. Nur Kropf mit seinen stumpfen Augen sah die Not nicht. Brownlee sagte: „Lieber Freund, was soll das alles heißen? Sie haben wahrhaftig recht, daß Sie vor Ihrer Frau nichts erwähnten. Alles ist doch nur Gerücht und Story. Zugegeben, ich war in den letzten Tagen nicht bei Sandili, weil ich anderswo nötiger war, da mögen Makoma und Umhala und Baba und Dondas, unsere alte Tutu nicht zu vergessen, die Zeit genützt haben, und sie mögen nun nach dem Rezepte, das in der ganzen Welt als erprobt gilt, verbreiten, sie seinen durchgedrungen. Da bin ich nur erstaunt, daß ein Mann wie Sie sich fangen lassen mag. Ich verspreche Ihnen, Sandili soll nicht lange auf meinen Besuch warten, und wenn wir am nächsten Sonntage endlich wieder zu Ihrem Gottesdienste kommen können, dann sollen Sie mir gestehen, daß Sie sich haben ins Bockshorn jagen lassen.“

Während Brownlee den letzten Satz sprach, war schon ein Stückchen Weg zwischen ihnen. Nun winkten sie beide noch einmal, und jeder wandte sich seinem Orte zu. Kropf blickte befriedigt vor sich hin, vielleicht tat ihm wohl, daß er die Warnung an ihren Mann gebracht hatte, vielleicht hatte ihn Brownlees Antwort wirklich beruhigt. Brownlee starrte mit den tief eingesunkenen Augen über seines Pferdes Kopf weg ins Leere. Plötzlich ließ er das Tier in einen raumen Paßgang fallen.

Als die Polizisten in Döhnepost den großen Körper des schwarzbärtigen Führers auf dem großen, schwarzen Gaul so eilig aus dem abendlichen Lande herauswachsen sahen, fragten sie einander in ihrer Sprache: „Was ist mit dem Master? Ist er zornig?“ Aber Brownlee war nicht zornig, sondern in Not. Alle Geister, die er gebannt glaubte, waren in seinen Gedanken wieder auferstanden und quälten den Müden.

Es weiterleuchtete und alles war stichdunkel, als Brownlee nach einem kurzen Imbisse und nach einem auffrischenden Bade heraustrat, um zu Sandili hinüber zu reiten. Die jungen Ersatzpferde scheuten vor den Lichtkegeln aus Türe und Fenstern und mochten doch auch nicht fort in die Nacht des Landes hinein. Einen Augenblick gab es ein lärmendes Durcheinander von ihrem Stampfen, vom hellen Aneinanderschlagen der Bügel, vom Zanken der farbigen Polizeidiener, von Brownlees beruhigenden Worten. Dann lösten sich die Abreitenden in Ordnung vom Hause.

Die Gewitter hingen über den Amatolas. Zuweilen kamen Stöße des Vorwindes, dann ließen abgetriebene Wolken schwere Tropfen auf die Ebene

fallen, aber die Berge und der Wald hielten die zornige Masse, durch die die Flammen liefen und aus der es rollte, bei sich fest mit geheimnisvollen Kräften.

Der Ritt war nicht weit, und Sandilis Dorf schloß nicht. Viele Türen standen offen. Die Leute sprachen überall an den Feuern, und Frauen waren geschäftig. Es schien auch sicher, daß die Besucher beim Häuptling angemeldet waren, trotzdem war es finster um des Häuptlings Hütten, und es regte sich dort lange niemand. Der erste Frager, der sich zeigte, antwortete verdrießlich, wie ein Mensch, der plötzlich aus dem Schlummer aufgerufen wird.

Sandili ließ dem Kommissar den Zutritt nicht verweigern, aber auch er empfing den Gast des Abends mit blöden Augen und redete nicht frisch heraus. Brownlee fragte: „Das ist seltsam, Häuptling. Deine Leute sind alle wach, und als ich erfreut, bei dir ein Obdach zu finden, deinen Wohnplatz von Ferne sah, schien mir Licht in allen deinen Häusern.“ Er fügte hinzu nach einer Pause: „Ich will dich fragen, ob du eine Klage hast?“ Er wartete wieder und sagte: „Ich bin am Abend herübergeritten, weil ich alle Tage unterwegs war im Kaffernlande, um den Hunger abzuwehren, den König Areli über den Reisfluß senden möchte. Du hast jetzt erkannt, daß du wohltestest, das Schlachten nicht anzubefehlen. Die Prophezeiungen Umhlaßas und Nonkosis haben sich als Lügen erwiesen. Diejenigen Gailas, die geschlachtet haben, und die Leute von Umhalas Stamm werden jetzt die Armen in deinem Volke sein.“

Da bat Sandili um Tabak und antwortete: „Lösch nicht bei dir das Licht plötzlich aus, wenn du dich schlafen legst? Und geschieht es nicht, daß deine Leute länger wachbleiben als du?“ Als er gleich verstummte, sagte Brownlee: „Sandili, wir wollen uns über den Empfang nicht streiten. Erzähle mir lieber gerade heraus, was dich drückt.“ Sandili entgegnete mürrisch: „Du weißt doch, ich habe viele Klagen.“ Er erschrak selbst über den bösen Ton und beschwerte sich wehleidig weiter: „Vor allem möchte ich heimkehren. Dieser Wohnsitz, den du mir empfohlen hast, ist nicht hübsch. Meine Frauen und meine Mütter sind ungern hier. Sieh doch die Häuser an, sie sind eng und kalt. Die Frauen finden hier kein Brennholz. Sie wollen fort.“

Brownlee erwiderte erstaunt: „Wie magst du noch im warmen Sommer über die Kälte der Hütten klagen? Und wie kommt es, daß du so plötzlich unzufrieden geworden bist mit Waterford?“ Aber er merkte bald, daß Kropf recht hatte, und daß im Augenblick das Reden nichts fruchtete, und daß seine Worte von den zuhorchenden Großmännern nicht mehr als Zeichen der Fürsorge, sondern als Zeichen der Furcht aufgefaßt wurden. Er merkte auch, daß er selbst nach der langen Spannung nicht mehr gleichmütig den Winkeln zügen zu folgen vermochte, sondern daß es um ihn rauschte von Leidenschaften. Da stand er auf und grub die Nägel in die Handflächen und sagte, so ruhig er konnte: „Wohlan, Sandili, ich hindere dich nicht heimzukehren. Ich rate nur, bleibe an der Stelle, an der du jetzt noch bist.“

Bei dem Heimritte spürte Brownlee nicht, daß der Regen stärker geworden war.

In dieser selben Nacht entwich Sandili mit seinen Weibern und Kindern und seinem ganzen Trosse durch den Regen zurück zum großen Häuptlingsplatze der Gaikas.

Die spürende Polizeipatrouille erkannte am Vormittage, daß kein Rauch aufstieg über Waterford. Sie fanden die Siedlung leer und die Hütten und Krale völlig ausgeräumt. Es liefen indessen keinerlei Fährten der Herden neben der Spur der Geflüchteten her. Da sahen sich Go und die Polizeijungen um und bemerkten am Himmel die Aasvögel und sahen hunderte von braunen und schwarzen und gelben und weißen Viehleibern auf dem Feld liegen. Das alles hatte Sandili töten lassen. Die Polizeidiener, die nicht verstoßen selbst Gläubige waren, hielten eine große, schmaßende Mahlzeit. Die Gesättigten brachten die Nachricht langsam nach Döhne, aber Brownlee war schon längst wieder ausgeritten. Denn mit der Morgenluft und der Frühsonne glaubte er noch einmal durch starken Willen und rasches Handeln den Sieg erzwingen zu können.

Brownlee nahm die gerade Straße auf den großen Häuptlingsplatz der Gaikas zu. Er eilte sehr. Die farbigen Begleiter hinter ihm sprachen zweinander: „Heute erweisen wenige dem Kommissar Achtung.“ Unfern des großen Platzes auf dem Hügel, an dem der Pfad von Döhne vorüberführt, saßen und standen die Leute so dicht wie Gras. Sakela, ein Günstling Sandilis, begegnete dem Kommissar auf dem Wege. Brownlee forschte ihn aus. Der Wanderer sagte: „Die Amagogotya, die Ungläubigen, die nicht schlachten wollen, sind alle aus Sandilis Platz hinausgewiesen worden. Sie sitzen dort beieinander auf der Kuppe wie Heuschrecken.“ Brownlee fragte: „Was tut Sandili?“ „Sandili und die Amatamba schlachten jetzt, wie sie müssen“, erwiderte Sakela keck. Als die Amagogotya auf dem Hügel den Kommissar erblickten, begannen sie alle laut zu reden und die Arme und die Waffen zu bewegen. Brownlee erkannte Tyala und Soga unter ihnen. Die Amagogotya riefen dem Kommissar entgegen: „Wir wollen kämpfen und wollen unseren Häuptling Sandili vor den bösen Leuten retten!“

Brownlee wehrte ab durch Kopfschütteln. Er sagte: „Es darf nicht gekämpft werden.“ Tyala und Soga und die fünfhundert Amagogotya vom Hügel folgten dem Kommissar zum Häuptlingskral. Bei Sandilis Kral warteten die Amatamba. Sie waren an Zahl den Amagogotya um ein Gerings überlegen und trugen alle Waffen gleich jenen. Umlungusi und Baba waren an ihrer Spitze. Die Amatamba warteten schweigend auf den Kommissar, und wenige boten einen Gruß. Brownlee fragte ärgerlich: „Wer ist das nur, der wie eine Wildkatze in der Nacht gekommen ist und Sandili so elend beraten hat?“ Da taten sich die beiden Haufen zwanzig Schritte voneinander nieder, um zu sehen und zu horchen, was durch den Kommissar und die Rädelsführer geschehen werde. Umlungusi antwortete: „Kennst du mich eine wilde Katze?“ „Ich nannte nicht dich, Ulungus!“ sagte Brownlee. „Lagt dich dein Gewissen an? Hast du den Häuptling verführt? Bist du der

böse Geist, der den Oberhäuptling und den Gaikastamm verderben will?" Baba rief: „Warum kannst du uns nicht in Ruhe lassen? Du verkündigst, daß wir uns zugrunde richten werden. Sollte das unser Wille und Wunsch sein, so trifft es doch nicht dich. Laß uns immerhin verderben. Wenn wir vor Hunger schreien werden, wie du verkündigst, daß geschehen werde, dann mag dieser Hunger Zeuge sein für dich und gegen uns. Wir können das abwarten!“

Babas Worte fanden Beifall bei den Amatembas. Sie nickten und gaben ihre Zustimmung durch lautes Murmeln. Aber Brownlee sah Baba an und nahm das Merkbuch aus der Tasche und schlug es auf und schrieb. Er sagte dazu: „Baba, ich schreibe jetzt deine Rede ganz auf in mein Buch, und wenn der Tag kommt, und wenn der Hunger mein Zeuge ist gegen dich, und wenn du klagst vor Hunger, werde ich dich daran erinnern!“ Danach wandte sich Brownlee zu Sandili und sagte bitter: „Jetzt wäre ich also wirklich mit dir fertig, Sandili! Ich habe keine Anstrengung gescheut, dich und dein Volk zu retten! Du hast meinen Rat in den Wind geschlagen.“

Brownlee wurde unterbrochen durch Tuala. Tuala sprang heraus aus dem Haufen der Amagogotya. Er streckte neben Brownlee beide Arme aus und wies auf Umlungusi und Baba. Er schrie: „Nein, Herr, nein, Sandili ist nicht zu tadeln! Sandili hat den Sinn eines Kindes. Bei den Ratsmännern, die ihn schlecht beraten, liegt alle Schuld.“ Doch der weißhaarige Soga unter den Amagogotyas widersprach ihm laut: „Sandili ist kein Kind. Sandili ist ein Mann. Du hast unrecht, Tuala. Wie er da sitzt, ist er der Schuldige. Lege um seinen Hals die Schlinge. Mlungusi und Baba können ihn nicht leiten wie einen Knaben. Sandili bringt die Not über das Land, anstatt es zu retten!“ Da lief Umlungusi mit erhobenem Affagai auf Soga zu, rufend: „Verräter! Willst du vor aller Ohren unseren Häuptling anklagen?“ Soga rüstete sich, den Anlauf zu bestehen und erwiderte zugleich: „Ja, ich klage Sandili an! Ich wiederhole, Sandili ist der Schuldige!“

Der Kommissar mußte schnell zwischen die beiden aufbrausenden Männer treten, um den Beginn eines großen Kampfes zu verhindern. Er ergriff Soga hart am Arme und schüttelte ihn und befahl: „Setze dich, Soga! Es ist nicht an dir, heute hier zu reden!“ Und er drohte dem anderen: „Hüte dich, Umlungusi, hüte dich!“ Er wandte sich darauf wieder dem Haufen der Amatembas zu und sagte: „Ich muß noch einige Sätze sprechen, dann ist diese Zusammenkunft beendet.“ Und er deutete jetzt selber auf Umlungusi und Baba und rief: „Ich finde, daß dies euer Werk ist. Als Gaika starb, wies er euch an, den jungen Häuptling Sandili wohl zu beraten. Gaika ermahnte, Sandili soll niemals gegen das Gouvernement gehen. Aber ihr habt ihm dreimal zum Kriege geraten gegen das Gouvernement, und ihr habt jetzt das Unglück über das Gaikavolk gebracht. Auf solche Weise habt ihr Gaikas Anordnung erfüllt. Ich wollte Sandili und das Volk retten. Euer Rat hat meinen Rat besiegt bei Sandili. Nun mögt ihr versuchen, diesem Kinde zu helfen. Ich kann Sandili nicht mehr helfen.“

Der Kommissar ließ sich nieder, um auszuruhen, und die leidenschaftliche Sorge um das Land überwältigte ihn so sehr, daß zornige Tränen an seinen Wangen herunter liefen, und daß er die Augen und das Gesicht mit beiden Händen zudecken mußte. Da lehnten sich Sandili und die Schlächter und die Gläubigen vor, und sie bekamen gierige Augen, und sie dachten alle: „Warum weint der weiße Mann? Warum weint dieser Kommissar? Dieser weiße Mann weint, weil er erkennt, daß die Auferstehung bald geschehen wird, und daß aller weißen Menschen Ende nahe ist!“

Brownlee fühlte in der großen Stille plötzlich den berauschten Gedanken der Fünfhundert, da sprang er noch einmal auf und brüllte wie ein Stier: „Nein, Sandili, nein, Amadoda, das ist verkehrt, was eure Köpfe jetzt denken! Ich sorge für die Frauen und Kinder der schwarzen Leute. Ich sehe sie hungernd heranschleichen auf allen Wegen, ich höre sie in jedem Winde klagen. Aber eure Augen sind schwach, und eure Ohren sind taub!“ Und er tobte noch mehr und glich einem regengeschwellenen Flusse: „Ich verlasse euch. Ich werde diejenigen beschützen, die meinem Räte folgen und nicht töten, und wer von den Schlächtern sich am Vieh der andern vergreift, den werde ich heimsuchen und verfolgen ohne Unterlaß, und was die Väter stehlen, soll den Kindern genommen werden.“

Und Brownlee schwang sich ohne Gruß auf sein Pferd und drehte es heimwärts, und die Versammlung brach ab.

Hier endet das große Romanfragment Hans Grimms, das als erste Arbeit des aus Afrika nach Deutschland heimgekehrten Dichters im Jahre 1911 entstand.

DER GEIST DES JAPANISCHEN HEERES

VON JOHANNES STOYE

Die politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen der Japaner in der jüngsten Zeit müssen im Lichte japanischer, also asiatischer Denkweise begriffen werden; das Anlegen eines westlichen Maßstabes würde zu Fehlschlüssen führen, und man tut immer gut daran, Äußerungen führender Japaner heranzuziehen.

Mit Erstaunen liest der Westländer in dem jüngst erschienenen Buche „Das wahre Gesicht Japans“ von Komakichi Nohara folgende Sätze:

„Das japanische Volk betrachtet den Großkapitalismus im tiefsten Herzen als etwas durchaus Fremdes und Unjapanisches. Ein Volk, das niemals den Sinn des Geldes pflegte, wird nicht ganz verstehen, wieso man Geld für sich arbeiten lassen kann, statt selber zu arbeiten. Der Kapitalismus und das Kapital, das waren schon stets unsere schwächsten Seiten. — Mögen sie es immer bleiben!“

Nohara berichtet dann weiter, die Unzufriedenheit mit dem Kapital dringe in immer weitere Kreise, und man spreche sogar von einem „Schogunat“ (Nebenregierung) des Kapitals. Wie früher die Schogune (Statthalter) die Macht des Kaisers beschnitten, so versuche es jetzt die Wirtschaft, und es seien politische Bestrebungen im Gange, alle Macht — auch auf wirtschaftlichem Gebiet — wieder in die Hand des Kaisers zurückzulegen. Diese Bewegung hat die Losung aufgestellt: „Keine Kapitalisten, kein Privateigentum, der Kaiser als Verwalter aller Güter.“

Es muß uns befremden, wenn dieser Japaner schreibt, man möge nicht erschrecken, wenn eines Tages in Japan die Hauptindustrien nationalisiert würden. Das bedeute nicht den Sieg des Kommunismus, sondern den Beginn des neuen Japanismus, der politisch die Form eines Kaisersozialismus annehmen dürfte!

Bei dem Putsch der jungen Offiziere wurde die Forderung nach einem „imperialistischen Sozialismus“ ausgesprochen, und wir müssen uns die Frage vorlegen, wie es denn kommt, daß die Armee sich zur Wortführerin des Kaisersozialismus macht. In einer japanischen, in vier europäischen Sprachen erscheinenden Propaganda-Zeitschrift hat Moriaku Shimizu den Geist beschrieben, der das Heer „seiner Majestät des Kaisers von Japan“ befehlt. Er sagt, wenn man das eigentümliche Statut der japanischen Armee begreifen wolle, müsse man ihre Entstehung durch die Jahrhunderte, ihre Mythologie und ihre Legende verfolgen. Danach werden die japanischen Militärs von folgenden Gedanken befehlt:

Als die Göttin Amaterasu-Omikami ihren Enkel vom Himmel auf die japanische Erde herniedersteigen ließ, gab sie ihm drei heilige Schätze mit — den Spiegel, das Juwel und das Schwert, und erteilte ihm dabei diesen göttlichen Rat:

„Über dieses Land, das bis an das Ende der Jahrhunderte dauern wird, werden meine Nachkommen herrschen, das Wohlergehen ihres Thrones wird ewig sein wie Himmel und Erde.“

Dieser alte Text beherrscht den Einzelnen wie die Gesamtheit in Japan, und die Japaner betrachten sich als Glieder einer großen Familie, deren Oberhaupt — seine Majestät der Mikado — die höchste Gewalt inne hat, die er im Geiste der drei göttlichen Prinzipien ausübt: der Spiegel stellt die Billigkeit und Gerechtigkeit dar, das Juwel bedeutet väterliches und brüderliches Mitleid, und das Schwert versinnbildlicht Tapferkeit und Entschlußkraft.

Nach japanischer Auffassung kann menschliche Gemeinschaft nur in Form der Familie gedacht werden, und die Autorität ihres Oberhauptes gründet sich auf jene edlen Grundsätze. Man versteht damit die Tiefe und unwandelbare Verehrung des japanischen Volkes für seinen Souverän, den es als wirklichen Abkömmling Gottes ehrt, als dessen Verkörperung er gilt. So erklärt sich auch das Ansehen der kaiserlichen Armee und der Geist, der sie beseelt. Denn sie steht im Dienste seiner Majestät „zur Sicherung des universellen und ewigen Friedens, indem sie Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und Tapferkeit, die drei heiligen Schätze, triumphieren läßt.“

So sieht die japanische Armee ihre göttliche Mission, die nach ihrer Ansicht vom reinsten Ideal des Friedens, der Solidarität und der menschlichen Brüderlichkeit beseelt ist. Dieses in den ältesten Dokumenten zum Ausdruck kommende Ideal ist oft von japanischen Kaisern erklärt und präzisiert worden. In den ältesten Aufzeichnungen, im „Kojiki“ von 712 n. Chr., liest man: „Gleicht das zerfallene Reich aus, festigt es, und macht es zu einem Staat!“ Dies gilt als die älteste Spur des „ständigen Impulses, der die Handlungen des japanischen Volkes bei der Schaffung eines disziplinierten, arbeitsamen und friedlichen Staatswesens befruchtet hat“.

Im „Nihonshoki“, einer anderen Urkunde, hat der erste Kaiser Japans, Jimmu, folgende heute noch hochgeachteten Direktiven gegeben: „Indem wir die geistige Einheit aller Völker des Universums durchführen, werden wir daraus eine einzige Familie machen“. Jimmu versicherte auch, daß die ideale Organisation eines Staates, ja sogar der ganzen Menschheit, auf dem Familienprinzip begründet sein sollte; die Menschen sollten sich, wie die Völker, als Brüder betrachten, einander helfen und dadurch das größtmögliche Glück Aller genießen.

Schimizu sagt in diesem Aufsatz, die geistigen Mauern niederreißen, die die Völker trennen, die Feindschaft unterdrücken, Zusammenarbeit unter den Völkern ermöglichen und allen gleiche Möglichkeiten geben, das wären immer die mit Begeisterung befolgten Leitgedanken der japanischen Kaiser

gewesen. Kaiser Meiji habe dieselben Ansichten wie sein entfernter Vorfahr Jimmu geäußert: „Die Völker der vier Ecken der Erde sind alle Brüder. Warum muß man das Murren von so vielen Kriegsgerüchten hören?“

Die Japaner sagen, leider habe ihr Heer oftmals von seiner Stärke Gebrauch machen müssen, um entweder benachbarte Völker von Bedrückung zu befreien oder um die von einer Eroberermacht drohenden Gefahren abzuwenden. Aber selbst für die Durchführung von Kriegsoperationen schrieben die kaiserlichen Direktiven Hochherzigkeit und Mitgefühl vor, Kaiser Meiji habe gesagt: „Wenn man auch die unser Vaterland angreifenden Krieger besiegen muß, so dürfen wir doch nicht Mitgefühl zu zeigen vergessen“. Während des Russisch-Japanischen Krieges hätten die japanischen Offiziere und Mannschaften — wie allenthalben anerkannt werde — den russischen Gefangenen gegenüber stets solche Hochherzigkeit bewiesen. Die japanische Armee läßt sich von dem Ausspruch Meijis leiten:

„Wenn das Mitgefühl in der Welt herrschen würde, so würden sich sogar die in Japan hausenden wilden Tiere ihm von selbst unterwerfen. Bis das Herz unserer Feinde von selbst gerührt wird, müssen unsere Untertanen ihnen gegenüber aufrichtig handeln“.

Ehre, Höflichkeit, Tapferkeit, Vertrauen und Mäßigkeit, das sind die Forderungen, die die Mikados an ihr Heer gestellt haben, sie seien der Ausgangspunkt aller militärischen, aber auch aller bürgerlichen Tugenden. Es wird danach verständlich, daß der steigende Einfluß der Parteien und der Wirtschaftsmächte (man denke an Mitsui und Mitsubishi) an diesen hohen Maßstäben gemessen und — da schädlich befunden — mit der kaiserlichen Würde und Vorrangstellung in Einklang gebracht werden soll.

Die Verfassung des japanischen Heeres ist höchst eigener Art, es hängt nur vom Kaiser ab, von dem es direkt ausgeht. Seine Mission als Hüterin der heiligen Schätze gilt als göttlicher Natur. Sie besteht darin, im Inneren Japans die Ahnenüberlieferung (Schinto) und den reinen Familiengeist aufrechtzuerhalten, nach außen das Prinzip der Gerechtigkeit zu sichern, den Bereich eines gesicherten Friedens zu verteidigen und allen Völkern gleiche Möglichkeiten zu verschaffen. Seine Moral ist seiner Mission angepaßt: sein Handeln kann nur durch göttlichen Antrieb entfesselt werden. Was die Stellung des Kaisers als dem Nachfahren der Götter abträglich ist, wird vernichtet.

Literarische Rundschau

Wenn die Romanfabrik raucht,

verfinstert sich manchmal für Augenblicke das heitere Blau des sichtbaren Himmels vor den dichten Wolken schriftstellerischer Phantasie. Wenn die Romanfabrik raucht, füllen sich die Läden der Buchhändler mit dem bunten Stapel nie versiegender Neuerscheinungen, die ins Magazin kistenweise einrollen. Wenn die Romanfabrik raucht, wird die Lungenkraft der zur Sichtung der Erzeugnisse aufgeförderten Rezensenten stärkstens in Anspruch genommen. Wenn die Romanfabrik raucht, was ein gutes Zeichen gesunder Produktionskraft sein, was ebenso eine Übersteigerung der Herstellung bedeuten kann, gilt es, zu sichten und zu scheiden.

Ein guter Titel ist noch keine hinlängliche Entschuldigung für ein unbefriedigendes Buch. Fast neunhundert Seiten leicht irrsinniger Träumereien und uferloser, unbegründeter Spekulationen werden in einem rotgewandten und abschreckend dickbäuchigen Wälzer, der — mir nichts, dir nichts — mit dem Etikett „Roman“ beklebt worden ist, unter naivem Augenaufschlag einer waschzettelgewandten Empfehlung angeboten. In dem Verfasser der „Freinacht“, Julius Pupp (Zsolnay, Wien-Berlin) erkennt man einen Menschen, der unglaublich viel gelesen haben muß, aber längst nicht alle dabei hinunter geschluckten schweren Brocken verdauen konnte. Er macht nun den nicht neuen Versuch, sich dieser „Indigestion“ des Geistes ein für allemal dadurch zu erledigen, daß er sich mit all den Dingen, die sein Gehirn passiert haben, schriftlich auseinandersetzt. Unter Leuten, die nicht mehr Analphabeten sind, weiß man über die harmlos passiven Tugenden des Papiers Bescheid. Gewiß kann jeder schreiben, wie es ihm gefällt. Aber wer sich drucken läßt, kommt vom Schreib-

tisch aus dem Haus ans Licht. Die Setzmaschine bringt ihn an den Tag. Nicht immer zum Glück des „Schöpfers“ — selten zum reinen Glück der Empfangenden.

Pupp — wer mag es sein? Jedenfalls kein junger Mensch mehr — läßt einen Privatgelehrten aus den sogenannten besseren Kreisen eines okkultistisch angehauchten Wiener Nachkriegsmilieus in seinen halluzinativen Träumen durch sämtliche Epochen der uns bekannten Kulturkreise in magischem Saos und Braus umherfliegen. Seine Wegweiser durch die endlosen Räume, beziehungsweise seine Notbremsen auf der lichtgeschwindigen Fahrt durch die Sphären der Vergangenheit sind Knaben der Statur eines Cyrano de Bergerac, eines Münchhausen, eines Gulliver und eines fliegenden Holländers. Als Herrenfahrer auf der Rennstrecke seiner nicht allzu glatten Phantasie läßt Pupp diese Männer vom Start Literatur zum Ziel Literatürchen donnern. Man sieht: Pupp verschwendet nicht nur Papier, er treibt Mißbrauch mit kostbaren Kräften. Er verschleißt Rohstoffe materieller und geistiger Substanz, ohne daß etwas dabei herauskäme als das Aufsteigen einiger von schwüler Nachtlust angefüllter Sumpfbblasen. Wenn jemand alle hundert Seiten eine zwar treffende, aber nicht besonders reine Bemerkung mit einem „schmonzettischen“ Seitenblick auf die Gegenwart äußert, ist er noch lange kein Satiriker von Format. Und ihn mit einem Burschen wie Rabelais zu vergleichen, dazu gehört die Gewissensfreiheit literarischer Reklamekönner.

Es gibt heroische Naturen, die sich durch die drei Tage dicke Griefsbreimauer, die das Schlaraffenland umgürtet, hindurchfressen können, weil die Hoffnung auf die goldenen Berge des gelobten Landes ihnen den Appetit ersetzt. Wer sich in ähnlicher Erwartung

auf kommende Genüsse durch die unappetitliche Langeweile und träge widerkauerische Geistlosigkeit dieser magenbeschwerenden „Freinacht“ hindurchbuchstabiert, kommt in ein Nirgendsland, in dem es viel Steine gibt und gar kein Brot. Manche werden vielleicht in gutgläubiger Verkenennung meinen, Pupp habe eine Art Faust III des 20. Jahrh. in Prosa geschrieben. Sie irren. Er hat nur einen Komposthaufen geistiger Wissensbrocken zusammengefahren. Ein Buch voll verlorener Liebesmüh, dessen Autor um seiner ungeheuren und fruchtlosen Arbeitsleistung willen mindestens soviel Mitleid verdient wie der Rezensent Bedauern für den Zwang zur strapazösen Lektüre des Buches, die viel von der zermürbenden Monotonie ausgeklügelten Straßturnens an sich hat.

Ein weiteres Zeichen für die Editionsunsicherheit, die den Buchofferten eines großen Verlages den Charakter höchster Ungleichmäßigkeit bei sonst meist verlässlicher Leistung gibt, ist die gleichzeitig erscheinende Erzählung von Otto Emmerich Groh, genannt „Königsballade“ (Zsolnay, Wien-Berlin). Wieder verdeckt ein nicht schlecht schillernder Titel ohnmächtige Beschränktheit eines sehr wohlmeinenden Autors. Für seinen Restaurationsversuch des „Vorlebens“ unserer Vordäter im Norden und ihrer Herrschergebräuche bleibt nur die Antwort: „Annahme verweigert!“ Die Helden von Groh radebrechen ein Deutsch, daß einem um unsere zwar alte, aber seit noch nicht allzulanger Zeit mit Besinnung gepflegte und so kostbare und liebe Sprache angst und bange wird. Die Preisfrage, zu der dieses Buch Anlaß geben wird, kann etwa so formuliert werden: „Sprechen die alten Nordländer im Telegrammstil des (wohin bist du?) entschwundenen Carl Sternheim selig oder nicht?“ Groh würde nach seinem Buche antworten müssen: „Ja, unter gelegentlicher Beigabe einer Messerspitze wagnerianischer Stabreimerei.“ Mit einem ganz bescheidenen und keineswegs boshaft philologisch gemeinten Verweis auf Brannes abgeblätterte alte „Gotische Grammatik“ möchten wir die entgegen-

gesetzte Meinung zugunsten von Leuten verteidigen, die nach Jahrtausenden vom Caféhaustisch Metamorphosen an sich erfahren müssen, vor deren lügnerisch, gleißend pathetischer Umkostümierung ihnen schreckt und graußt. Einer schönen Unbekannten in Newyork ist das Buch gewidmet. Es hätte ihr als Handschrift überreicht werden sollen. Private Geschenkenartikel gehen die Öffentlichkeit nichts an. Erst durch den Druck kommt diese Ballade aus dem Norden in den unanslöslichen Verdacht, ein Minnesang an das kunnprige Fräulein Konjunktur zu sein.

Das letzte Kadettenbuch hat Hans Nickol mit seiner Erzählung „Der letzte Kadett“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1935, 220 S. 4.50 RM.) nicht geschrieben. Er läßt seine Geschichte, die nur ganz leise und ganz milde nach zeitlicher Kurseinschwenkung schmeckt, in jener Zeit spielen, da aus dem königlich preussischen Kadettenkorps zum Leidwesen fast aller Angehörigen die sogenannte und inzwischen auch schon wieder dahingegangene „Staatliche Bildungsanstalt“ entstand. Seine Sympathien stehen eindeutig auf der Seite derer, die das Korps in der alten Form in der Republik beibehalten wollten. Das geht in Ordnung. Nickol übersieht aber, was weder v. d. Schulenburg noch Ernst von Salomon taten, die bereits mit weniger oder mehr Glück über die gleichen Dinge schrieben, die Tatsache, daß auf der Seite der neuen Herren, die mit Hausdamen und anderen „Verweichlichungen“ in die roten Mauern gezogen kamen, immerhin einige waren, die unter dem Druck von Versailles vom Alten in einem neuen Gewande retten wollten, was zu retten war. Es handelte sich um Leute, die aus vier Jahren Front kamen. Den Erfahrungen Nickols ließen sich leicht die anderer Kadetten anderer Anstalten hinzufügen; so gab es auch Erzieher, die ihren Zöglingen Vorträge über „echte und falsche Kameradschaft“ hielten, wobei „Peßen“ als echt, Schweigen wie ein Mann als „falsch“ galt. Sie mögen spätestens 1933 bei der abermaligen Umwandlung in die „Nationalpolitischen Erziehungsanstalten“ ge-

gangen sein. Nickols Gegenüberstellung der Typen des heroischen Kadetten gegen den „intellektuellen“ Kadetten, des Offizierserziehers wie des Zivilerziehers ist zu primitiv, zu unausgeführt, nicht entwickelt. Die gespannte Liebesgeschichte erreicht kaum novellistischen Grad. Der ganzen Arbeit fehlt das Eigentliche der Häuser, das nicht in ewigen „Stülp“-Geschichten besteht. Es fehlt der Lärm des Speisesaales, der Mief der Schlafsäle, das Herzklopfen der nächstlich über die Mauer Heimkehrenden, eben die Atmosphäre. Sie literaturfähig zu machen, ist eine Aufgabe, die des Abstandes bedarf. Das zumal, da die Nachdenklichen, die aus der harten Schule hervorgingen, das Glück oder Unglück haben, Spätreise zu sein.

Aus dem Italienischen ist eine Lebensbeschreibung, die halb Roman, halb Biographie ist, und die jenseits des Brenners stark beachtet und mit mehreren offiziellen Preisen belehnt worden ist, für deutsche Leser übersetzt worden. Der erste Teil „Jugend“, zu der dem Autor Raffaele Calzini des Buches „Segantini“ (Leipzig, K. A. Höger, 1935, 437 S.) wahrscheinlich die nötigen wissenschaftlichen Unterlagen an Quellenmaterial stark gefehlt haben, ist mit dichterischen Mitteln nicht ohne Glück und voll Farbe neu zum Leben erweckt worden. Die zweite Buchhälfte „Leben und Erfolg“ oder Reise und Schaffenszeit hingegen hält sich anscheinend stark an vorhandene Überlieferungen. Sie wird dadurch dokumentarisch, verliert aber an lebendiger Wärme. Der Künstler, seine schöne Frau Vice und seine Familie lassen merkwürdig kühl, gerade dann, wenn man versucht, vom Eigenvölkischen her das Fremdvölkische zu verstehen. Der Mann Segantini wie sein Schilderer Calzini sind weder außergewöhnlich noch verdienen sie von irgendeinem deutschen Gesichtspunkte her die Aufmerksamkeit, die ihnen durch die Übersetzung gezollt wird. Stattdessen einen jungen Autor aus dem eigenen Volke, womöglich mit einem Erstling von versprechendem Gewichte verlegt zu haben, würde eine bessere Ver-

wendung vorhandener verlegerischer Kräfte bedeuten.

Zwei Frauenromane von unterschiedlicher Richtung der Ziele: ein keine neuen Lichter aufsehender einer bewährten und verdienstvollen Autorin wie der erste Versuch einer neuen Namens-trägerin finden sich nebeneinander. Anlässlich des 60. Geburtstages der in ihren Stärken an die holsteinische Heimat gebundenen Helene Voigt-Diederichs erschien eine Volksausgabe des Mädchenentwicklungsromans „Dreiviertel Stund vor Tag“ (Eug. Diederichs, Jena). Ein etwas blaß gezeichnetes Mädchen, das mit besonderen Gaben des Gemütes belastet ist, kommt aus der Armut über bei fremder Leute Kindern verlebte Jahre in die Welt. Das Glück und Unglück ihrer nicht immer klaren, wenn auch anmutigen Einfachheit ruht in ihrer Beschränktheit. Sie hat oft Herzweh und ist sozusagen ein wenig schwach auf dem rechten Fleck, weil sie zu gut fühlt, sie ist nicht gefeit gegen die abschleifenden Reibflächen des Lebens. Nach einem gelinden Erschrecken tastet sie sich, zwar schlecht genug, doch immerhin zurecht im Leben. Die Führerin und Erfinderin der etwas konfusen Mädchengestalt gewährt Einblick in die idealistischen Herzkammern ihres Dichtermutes, der gern trösten möchte, manchmal auch da, wo es aus der Liebe zur Kreatur Mensch nicht unbedingt notwendig wäre.

Raum einen Roman, wohl aber eine Chronik der Tatsachen schreibt Käte Kestien mit ihrem Eigenlebensbuch „Als die Männer im Graben lagen“ (Sozietäts Verlag, Frankfurt a. M.). Sie ist ein schonungsloser Berichterstatter von Dingen, die von jedem noch selbst miterlebt worden sind, die niemand vergessen sollte. Sparsamkeit mit Worten, kühle Aufreihung der täglichen Schmerzen der bittersten vier Kalenderjahre des 20. Jahrhunderts vertragen einen schweisgsamen Heroismus. Einer Zeit, in der selbstverständlich jeder Deutsche, der kein schiebender Kriegsverbrecher war, mit zusammengebißenen Zähnen, gleichgültig ob Mann, Frau oder Kind hungerte, vermag auch der

sonst alle Erinnerung an Vergangenes vergoldende Rückblick keinen festlichen Glanz zu geben. Die feldgraue Zeit war die eiserne Zeit, in der auch die Frauen nicht weniger als die Männer ihre Kraft, ihre Gesundheit, ja auch ihre Schönheit opferten für die Heimat Erde des Vaterlandes. Das Buch der Räte Restien ist voll ernster Haltung, spricht in der einzig geeigneten Form unglorioser Gesäßtheit von dem soldatischen Leben der deutschen Frau im Weltkriege. Von den Söhnen wird ihr das nicht vergessen werden.

Ganz voll heiterer Unbeschwerms, ein Büchlein, das zum Aufatmen an den Schluß der vielfachen und ungleichmäßigen Erzeugnisse aus der deutschen Romanfabrik gestellt sei, ist Will Vespers groteske Erzählung „Der entfesselte Säugling“ (Langen-Müller, München) geschrieben. Auf dem Meer der Neuerscheinungen schwimmt sie in dem sonst so grauen Gewässer als „schillerndes Fettauge“.

Wilmont Haacke.

Unendliches Gespräch

Von Tristan Bernard ist uns der echt französische Ausdruck überliefert: „Wenn ich allein bin, bin ich müde.“ Man quält einen geistvollen Deutschen nicht gar so sehr, wenn man ihn für einige Zeit in Einzelhaft steckt, der Franzose hingegen kann weit eher zur Verzeiwung getrieben werden, wenn ihm der Lebensquell seines Geistes, das Plaudern und Diskutieren, abgeschnitten wird. Daher auch die viel mehr auf das Dratorische und Gesprächsmäßige abgestellte Form der französischen Literatur. Daher im besonderen drüben die reiche unmittelbare Gesprächsliteratur, der wir bei uns kaum etwas annähernd Gleichwertiges gegenüberzustellen haben. Ein geradezu zauberhaftes Beispiel dafür, was sich ein hochgebildeter Franzose unter solchen guten Gesprächen vorstellt, gibt uns ein kürzlich ins Deutsche übertragenes Werk des französischen Dichters und Diplomaten Paul Claudel „Gedanken und Gespräche“ (Vita Nova Verlag, Luzern, 246 S. 5 RM.), das von Eugen

Gürster so vorzüglich übersezt wurde, daß es zu einem bleibenden deutschen Buche gemacht worden ist.

Eine Gesellschaft von sechs Menschen, vier Männer und zwei Frauen mit Namen, welche in zarter Symbolik ihre verschiedenen Geistesrichtungen andeuten, unterhält sich erst auf der Terrasse eines kleinen Schlosses, dann während einer Stromfahrt in zwei Booten verteilt und schließlich in dritter Situation mitten auf dem Jahrmarkt während einer Autopanne. Es erwachsen Gespräche, die dem deutschen Leser nach den ersten Seiten sehr stilisiert vorkommen könnten, bis er vielleicht allmählich dahinter kommt, wie fein sie im Einzelnen schattiert und aus dem Leben übersezt sind, wenn auch aus einem ins Literarische überhöhten und im Literarischen gleichsam als seiner zweiten Natur webenden Leben. Claudel ist Dichter mit zarrestem, fast möchte man sagen ostasiatischem Geschmac und zu gleicher Zeit ein Weltmann, dem das Leben und die Kulturen der Völker durchsichtig geworden sind, so daß er auf Schritt und Tritt an Verborgenes rührt, an das ganze heimliche Getriebe zwischen Amerika und Ostasien, aus dem „die Kathedrale der künftigen Tage“ vielleicht einmal erwachsen soll. „Erfassen Sie die Idee? Die Erde ist noch nicht vollendet! Wir müssen diese große Kugel zwischen unsere Hände nehmen, wie es der Barbier mit dem Kopf eines Kunden macht.“ Aus den Erfahrungen eines reichen Lebens ist die halbe Welt und Kulturgeschichte der Menschheit in diesen Gesprächen verarbeitet, doch ohne alle imperialistische Herrschsucht des Geistes, wie sie in manchen englischen oder deutschen Kulturphilosophien und Dichtwerken oft zu kraß durchbricht. Claudel wurzelt überdies im katholischen Glauben, und er möchte demgemäß die Dinge des Geistes nicht so mit der Kraft wie mit dem sanften Gesez der Liebe regiert wissen. Daher setzen sich die Gespräche auch in unendlicher Melodie fort, kristallisieren kein Ergebnis, ohne es umwogen zu haben, und kaum, daß es dasetzt, auch wieder durch gegensätzliche Perspektiven zu verflüssigen. Dies alles aber nicht aus

skeptischem Non scire, sondern mit der Sicherheit des hinter allem Wort und Begriff schwingenden Lebens im Wesenhaften, in den Uratsachen der Mensch-Gottbeziehung, des Glaubens, der Liebe, der Ehrfurcht. Man muß das Buch zwei-, drei-, viermal lesen. In der Fülle seiner Einfälle und Andeutungen, seines Erfahrungsschatzes, seiner Weisheit und Poesie wächst der Eindruck bei jeder wiederholten Berührung.

I. G.

Auslanddeutsche Dichtung

Im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin ist ein Buch von Dr. Wilhelm Schneider erschienen: „Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit.“ Ein stattlicher Band von mehr als 300 Seiten — und ein vorzüglicher Grundriß der auslanddeutschen Dichtung. Es ist keine Geschichte der Einzelentwicklungen, sondern im wesentlichen eine Darstellung des Gegenwartszustands bei den Balten, den Rußlanddeutschen, den Siebenbürgern, Banatern und Deutschamerikanern. Der Verfasser hat eine Fülle von Material zusammengetragen, den Begriff von unserer Zeit auch nicht zu eng genommen, sondern manches Ältere vor allem bei den Balten mit herangezogen, während er es bei den Siebenbürger Sachsen wieder fortließ; da fehlen Namen wie Geraaphim, Traugott Deutsch oder der ältere Wittstock. Die Sudetendeutschen hat er bewußt ganz ausgelassen, weil sie in unmittelbarer Berührung mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet leben. Er gibt gewissermaßen zu Joseph Nadlers Geschichtsüberblick über die auslanddeutsche Literatur (in seiner großen Literaturgeschichte der deutschen Stämme) den Gegenwartszustand. Das ist um so wertvoller, als der Verfasser eine Fülle von Material zusammengetragen und dankenswert gegenständlich behandelt hat. Er zitiert ausführlich, gibt Proben und läßt so die einzelnen Autoren sich selbst darstellen — neben den Porträts, die er von ihnen entwirft. Er hat sich freigemacht von der gegenüber dem Auslanddeutschen auch unserer Zeit noch nicht immer anwendbaren Qualitäts-

begriff der Literatur und zieht, um ein Zeitbild und ein Bild des Lebens zu geben, wo es nötig ist, auch Dinge heran, die innerhalb des geschlossenen Kulturbereichs Dilettantismus wären, im geistigen Leben der Menschen in der Diaspora aber durchaus eine positive kulturelle Rolle spielen können. Er entwirft von einzelnen Gestalten lebendige Porträts — und stellt daneben andere, deren Namen in der bisherigen Betrachtung der Auslanddeutschen Literaturen kaum bekannt waren. Von den Rußlanddeutschen z. B. behandelt er Wahlberg und Samuel Keller ausführlicher, vor allem aber Henry v. Heiseler und Reinhold von Walter — um daneben sehr interessante Proben der heutigen volgadeutschen Dichtung unter dem Banner des Bolschewismus zu bringen. Sehr reizvoll, wenn auch ein bißchen beschämend der Abschnitt über die Deutschamerikaner, vor allem durch die Proben, die Schneider bringt: das Kapitel Nadlers über die deutsche Literatur der Vereinigten Staaten erfährt hier eine Bereicherung, die zugleich ein Beitrag zur auslanddeutschen Volkspsychologie der Vergangenheit ist. Das Buch ist die erste ausführliche Bearbeitung wesentlicher Kapitel der auslanddeutschen Dichtung: es wäre schön, wenn der Autor zu diesem zweiten Band noch einen ersten, die Geschichte der auslanddeutschen Dichtung, die er hier nur andeutet, schriebe und zugleich die Kapitel, die hier noch fehlen, hinzunähme und ausbaute. Sein Buch ist so wichtig, daß es jeder der sich mit auslanddeutscher Literatur beschäftigt, zur Hand wird nehmen müssen: da darf man der Hoffnung Ausdruck geben, daß das, was man heute noch anderswo suchen gehen muß, bei neuen Auflagen ebenfalls Berücksichtigung finden wird.

F.

Deutsche Einheit

Name und Inhalt des neuen Buches „Deutsche Einheit, Idee und Wirklichkeit vom Heiligen Reiche bis Königgrätz“ von Heinrich Ritter von Erbil (Band I und II. München, F. Bruckmann A.-G., 1935), das uns

ein Meister in Forschung und Darstellung vorlegt, decken eine hohe Zielsetzung unserer Wissenschaft. „Liebe und Schmerz haben“, wie das nach ereignisvollen Tagen niedergeschriebene Vorwort im August 1934 betont, das Werden dieses Werkes begleitet; sie adeln die Aufgabe, an einer einzelnen, besonders bedeutsamen Epoche eine gesamtdeutsche Geschichtsbetrachtung zu erproben, „die nicht preussisch, nicht österreichisch, nicht großdeutsch und nicht kleindeutsch, nicht vom Machtgedanken, vom Raummotiv, von der universalen oder nationalstaatlichen Idee allein bestimmt ist.“ Die „Deutsche Rundschau“, in der Hermann Onken vor einem Jahrzehnt (1924) von der Notwendigkeit sprach, ein Geschichtsbuch zu schaffen, „das tief und umfassend, mit der überzeugenden Kraft des gestaltenden Kunstwerkes, die innersten allgemeinen Probleme der deutschen Geschichte enthillte und zugleich ihren vollen individuellen Charakter zur Anschauung brächte“, Harald Steinacker (1931) in seiner Formulierung die gleichartige geschichtliche Sendung Österreichs und Preußens hervorhob, weist mit besonderer Freude auf diese Neuerscheinung hin.

Vor allem der erste Band, in ihm wieder die ersten Abschnitte über das tausendjährige Reich und über die Lebensform des Deutschen Bundes erscheinen als überaus willkommene Lösung. Mit Nachdruck meldet der Österreicher seine Ansprüche an. Nicht im Gegensatz, sondern zur notwendigen Ergänzung einer allzu engen kleindeutschen Auffassung, die in der Zeit der Reichsgründung und des preussischen Aufstiegs ihre volle nationalpolitische Berechtigung hatte, wiederholt Heinrich von Srbik das von einem Westfalen und Rheinländer, von Alons Schulte, geprägte Wort, daß für die Anfänge der neueren Jahrhunderte „Österreich-Habsburg für das Reich war, was der Panzer für den weichen Körper der Schildkröte ist“. Die ideelle und juristische Bedeutung der Kaiserwürde, die dem ganzen Länderbereich der alten Ostmark deutsche Kraftströme zuführte und als einen edelsten Ring den vielgestalteten, eigener Einheit entbeh-

renden Herrschaftskomplex Österreich zusammenhielt, kommt in bestem Sinne zur Geltung. Schärferen Widerspruch könnte das Urteil über die Lage Deutschlands im Schicksalsjahr 1740 finden, in dem nach dieser Darstellung nur Österreich das Reich konservieren konnte: „sein norddeutscher Rivale mußte, seinem eigenen staatlichen Lebensgesetze zufolge, das Reich beherrschen oder schwächen oder ganz sterben lassen. Stärker noch als von Österreich aus stand von Preußen aus der Staat gegen das überstaatliche Reich“. Die schönen Worte, daß der deutsche Stolz auf den großen Friedrich „keinen sonderntümlich preussischen Gehalt außerhalb Preußens“ besaß, werden durch die Begeisterung, die Rossbach und Leuthen im Elsaß sowie am katholischen Niederrhein fanden, vollaus bestätigt. „Es war der deutsche Wille und die Tat des geborenen Führers, es war die Männlichkeit und das Heldentum, die Opferwilligkeit für das Vaterland, die Gabe des Bauens, des Erziehens zu einer Staatsidee: darin lag das Bezaubernde, das den Bruch mit dem uralten universalistisch-deutschen Ideal und die unendliche Schädigung des um seinen Raum ringenden südöstlichen Deutschtums so viele übersehen ließ und gerade nichtpreussische Deutsche mit Bewunderung für diesen so unnational gesinnten Helden erfüllte.“ Mit gleicher Wärme und Teilnahme stellt der Historiker die beiden großen Gegner, Maria Theresia, die Schöpferin einer wirklich österreichischen Staatsgesinnung, und Friedrich II. nebeneinander.

Zwei gleichwertige und gleichberechtigte Großmächte übernehmen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das Erbe des Heiligen Reiches. Während Friedrich Meinecke in dem nun folgenden Ringen um Weltbürgertum und Nationalstaat, um Einheit und Freiheit die Zergliederung der geistigen Kräfte voranstellte, bei ihrer Beurteilung Deutschland als preussisches Ziel setzte, hebt Srbik die realpolitischen Gegebenheiten und zugleich Österreichs Schicksal hervor. Auf immer breiter werdendem Unterbau stellt der Biograph Metternichs, dessen Gestalt und System zwei volle Menschen-

alter hindurch die abendländische Geschichte beherrschten, die deutsche Einheitsbewegung durchaus in den Rahmen einer wechselvollen Gruppierung europäischer Machstrebens. Die übliche Anschauung, daß der Habsburgerstaat bereits im Vormärz nicht nur wirtschaftliches, sondern auch geistiges Ausland war, hält vor der Fülle der hier gebotenen Beispiele nicht stand. Auf der anderen Seite werden weder das Eigenleben Preußens, noch die besonderen Belange der westliche Grenzlande (Luxemburg!) genügend gewürdigt. Die ungeheure, heute kaum zu bewältigende Schwierigkeit einer wirklich einheitlichen Auffassung unserer jüngeren Vergangenheit bringen solche Einzelheiten auch im negativen Sinne zum Ausbruch.

Um so dankbarer sind gerade „wir im Reich“ für die vielfältigen Anregungen, die uns der Österreicher bietet. In der Beherrschung gewaltig anwachsender Quellen ersteht uns ein neues Bild der Revolution von 1848, in der das Werk der Paulskirche den Mittelpunkt bildet, zugleich aber im Kremsierer Reichstag ein durchaus deutsches Gegenstück erhält. Die Nachfolge übernimmt wiederum für anderthalb Jahrzehnte der Deutsche Bund. Aus der großen Gesamtschau „deutscher Einheit“ wird im zweiten Band des Gesamtwerkes eine glänzend geschriebene Geschichte der deutschen Frage, wie sie der Österreicher als Deutscher und als Historiker sieht. Der Kampf um die Vorherrschaft zwischen den beiden Großmächten, den nicht nur der Geist des großen Friedrich sondern in gleicher Stärke die von Metternich überlieferte Mitteleuropaidée des alten Reiches überschatten, tritt in neue Beleuchtung. „Die Schmach von Olmütz“, die „Reaktionszeit“ von 1850 bis 1859 sowie andere Schlagworte werden sehr erheblich berichtigt. Ein aufrechter, pflichttreuer Führer zeigt den Weg zu einem fernen Ziel. Die Stellung der großen Mächte zum Krimkrieg bietet den Auftakt, der Streit um die Bundeshilfe im österreichisch-italienischen Kriege von 1859 rührt den Gegensatz auf. Als Preußen aus realpolitischen Gründen, deren Stichhaltigkeit durchaus anerkannt

wird, die Unterstützung verweigerte, gab es nicht nur die südlichen Außenwerke des Deutschen Bundes preis, sondern nahm auch hochfliegenden Gedankengängen Kaiser Franz Josefs, der in der künftigen, ganz großen Auseinandersetzung mit Frankreich Lothringen und Elsaß dem preussischen Bundesgenossen übereignen wollte, die Kraft. Eine Entscheidung war auch jetzt nicht gefallen. Im Zeichen höchster Spannung entläßt Heinrich von Erbfürst den Leser. Einen dritten Band, der mit der Erschließung weiterer Unterlagen Vorgeschichte, Erfolg und Bedeutung von Königgrätz behandeln soll und damit die Tragik der kleindeutschen Lösung in ihrer ganzen Größe enthüllt, erwartet bereits eine große Gemeinde.

Paul Wentzcke.

für Schopenhauer=freunde

Die dritte Veröffentlichung der Neuen Deutschen Schopenhauer=Gesellschaft, welche aus dem Verlag dieser Gesellschaft in Ulm zum Preise von 4 RM. bezogen werden kann, wird auch manchen vorgeschrittenen Kenner der Schopenhauerschen Philosophie interessieren. Es handelt sich um einen Band Nachlasschriften Gustav Friedrich Wagners, der von Frau Maria Groener unter dem Titel „Transzendental-Idealismus“ in vorbildlicher Weise herausgegeben worden ist. Wagner hat sich um Schopenhauer ein unvergängliches Verdienst erworben durch sein großes, mühsam zusammengestelltes „Enzyklopädisches Register zu Schopenhauers Werken“. Er hat aber auch bisweilen zu eigenen kritischen und kommentierenden philosophischen Auslassungen die Feder ergriffen. Von diesen ist nun in dem genannten Bande das Vorzüglichste ausgewählt worden. Kleinere und mittlere Abhandlungen, welche einen Schopenhauer-Kantischen Transzendentalidealismus lehren, u. a. auf interessante Zusammenhänge zwischen Kant und Maupertuis hinweisen, Deussens Verhältnis zu Schopenhauer kritisch vornehmen und dergleichen mehr. Die Arbeiten haben gewiß keinen ursprünglichen philosophischen Wert, bieten

aber dem Schopenhauer-Freunde insbesondere für die Verteidigung des Systems manche gute Gedankenhilfe. G.

Bei den Lappen

H. A. Bernadzik legt uns in seinem Buch „Lappland“ (Bibliographisches Institut AG., Leipzig) ein wundervoll illustriertes Werk über Lappland vor. Er und seine Frau sind auch zu schwerer erreichbaren Lappenstämmen gereist, sie haben ihr Leben geteilt, ihre Nomadenzüge mitgemacht. Das Buch ist weniger geographisch als völkerkundlich ausgerichtet und hieße vielleicht besser „Bei den Lappen“. Der geographisch Interessierte kommt aber durch herrliche Landschaftsbilder auf seine Rechnung, die Lappland in seiner öden und doch ergreifenden Majestät offenbaren. Man kennt Bernadzik's hervorragende Lichtbildkunst. Außer Landschaften enthält das Buch auch Bilder von Menschen und Renttieren, die kaum genug zu rühmen sind. Manche dieser bildmäßigen Einsichten wird man vor Bernadzik's Reise nach Lappland kaum gehabt haben. Vor allem sind erstaunliche Aufnahmen von Renttieren und reizende Kinderbilder neu gesehen und gewähren daher neuartige Einblicke in die lappländische Welt. Bild und Text sind geschickt zu einer Einheit verschmolzen. In seinem sachlich und sympathisch gehaltenen Textteil erscheint das Buch als eine Mischung von etwa achtwöchigen Reiseerlebnissen in abseitigen Gebieten Lapplands mit den Ergebnissen des Studiums guter schwedischer Arbeiten. Dem Wissenschaftler wird der Text nicht allzuviel Neues sagen, obwohl Bernadzik's Beobachtungsgabe sicherlich auch sprachlich einiges früher Unbekannte erschlossen hat. Für alle, die sich ohne großen Zeitaufwand und Fachstudium eine lebendige und doch von erstem Forschereifer durchdrungene Vorstellung von den Lappen machen wollen, sei dieses Werk wärmstens empfohlen, dessen Inhalt man nicht wieder vergißt. Kritisch anzumerken wäre, daß vielleicht die Unterscheidung der ursprünglichen Elemente in der lappischen Kultur von den schwedischen zuweilen nicht scharf genug vorgenommen wurde. Zum Bei-

spiel ist die Sitte der Lappenfrauen, mehrere Öhringe zu tragen, ursprünglich keine lappische, sondern eine schwedische Sitte. E. Diesel.

Die Odyssee Deutsch

Sämtlichen Altphilologen von Geblüt werden sich die Haare sträuben, wenn sie hören, daß ein Sterblicher es gewagt hat, den heiligen Homer nicht etwa zu übersetzen — nein: umzudichten! Das Wort „Umdichtung“ ist nun freilich ein etwas grober und auch mißverständlicher Begriff für die Neugestaltung, die Leopold Weber mit seiner „Odyssee Deutsch“ unternommen hat (Callwey & Oldenbourg, München, 370 S.). Weber hat seine besonderen dichterischen Fähigkeiten durch seine kraftvolle Erneuerung der Edda und der deutschen Sagenwelt unter Beweis gestellt. Auch hier handelte es sich um eine Art Umdichtung unter Wahrung und freier Benutzung der alten Motive in neuer dichterisch gehobener Sprachform. Wenn dieser Versuch beim poetischen Erbe der germanischen Überlieferung erlaubt und geglückt ist, so darf er, auf die griechische Mythendichtung angewandt, wohl nicht von vornherein als Frevel abgelehnt werden. Wer die Stimme Homers in ihrer ungebrochenen Reinheit vernehmen will, der muß schon zu den Quellen steigen und die Urfassung lesen — wenn er's kann. Bleibt er auf die Übersetzung angewiesen, so empfängt er bereits ein zeitbedingtes Spiegelbild des Urtextes, dessen Formen, Farben und Lichter gewandelt und getrübt sind. Die Lebensspanne von Übersetzungen pflegt begrenzt zu sein. Wandelt sich das Lebensgefühl einer Zeit, und mit ihm Sinn und Form des sprachlichen Ausdrucks, so ändert sich das Verhältnis zu den sprachlichen Denkmälern, zu denen beispielsweise auch die ehrwürdige Homer-Übersetzung des trefflichen alten Johann Heinrich Voß gehört.

Nun handelt es sich bei Weber gar nicht um eine Verbesserung oder Ersetzung der bestehenden Übertragungen, sondern um eine schöpferische Umbildung der Homerischen Gesänge durch Betonung derjenigen Gestalten und Schicksalsmotive, die dem deutschen Empfinden besonders

wesensverwandte sind. Dieses Verwandte hervorzuheben — so erklärt der Verfasser in seinem kurzen Nachwort — „das Abweichende zurücktreten zu lassen und so die Vergangenheit in erneuernder Lebendigkeit mit der Gegenwart zu verbinden, das war meine Absicht bei dieser Arbeit.“

Zu solchem Zwecke hat Weber auf eine Wiederholung der Einteilung in die bekannten „Gesänge“ verzichtet und den Inhalt in zehn neue Gruppen zusammengefaßt, z. B.: Telemachos; Bei den Völkerfürsten; Die Elern; Die Irrfahrten; Das Gottesgericht usw. Zum Zweiten hat er längere Gespräche und Schilderungen, die bei Homer eine mehr schmückende als aufbauende Funktion erfüllen, zugunsten des unmittelbaren Geschehens verkürzt oder ganz weggelassen. Zum Dritten löste er den sechsfüßigen homerischen Vers durch einen kurzen dreiteiligen Daktylus ab, dessen Gefüge gelegentlich durch den Gleichklang des deutschen Stabreims verstärkt wird. Zum Beispiel:

„Sprich, warum zürnst du ihm, Zeus?“
Da wiegte der Walter der Welten
Die Locken, die schimmernenden, schüttelnd,
Unwillig im Throne das Haupt,
Daß rauschend die heilige Halle
Eröfnete, der himmlische Saal.
„Welche Worte, o Tochter,
Sind deinen Lippen entflohn?“

In dieser rhythmisch verkürzten Form gewinnen die Verszeilen Webers eine eigentümlich beschleunigte und gedrungene Kraft, die der plastischen Anschaulichkeit des szenischen Inhaltes zugute kommt. Seine Sprache verliert darum noch keineswegs den episch getragenen Fluß, nur hat sie eine andere, uns vertrautere Melodie als die breit hinstömenden Hexameter bei Voß, die dem Klange des griechischen Originals gleichsam schrittweise nachgehen. Das bedeutet für Weber einen Verzicht auf die charakteristischen Beiworte von den „hauptumlockten“ Achaiern, von Zeus „blauäuniger“ Tochter Athene, vom „göttergleichen, leidengeübten, erfindungsreichen“ Odysseus usw. Immerhin erheben auch bei Weber die Phäaken zum „hochhindonnernden

Gotte“ betend die Hände. Im ganzen ist zu sagen, daß die Sprache Webers, indem sie die poetischen Umschreibungen kürzt und die Sätze rundet, verdichteter und faßlicher wirkt.

Der Versuch, der mit dieser Einteilung der Odyssee unternommen wurde, ist gewiß kühn, aber er scheint mir gelungen. Man liest die bewegten Abenteuer des unsterblichen Helden mit erneuertem, mit lebendig wachsendem Anteil und erinnert sich dankbar des stolzen Wortes:

Denn die Sonne Homers — siehe, sie lächelt auch uns! Eugen Kalkschmidt.

Nationalismus und Ethik

In einer beklemmend trockenen, aber ohne Frage gründlichen Weise hat Walther Pembaur in einer Schrift „Nationalismus und Ethik“ (Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig. 180 S. 5,— RM.) ein Kernproblem der Zeit oder doch wenigstens eine unserer beliebtesten Diskussionsfragen abgehandelt. Auf eine salomonische Weise abgehandelt, indem die Menschenseele ungefähr halbiert und die eine Hälfte dem Staate, der Nation, die andere Hälfte dem überstaatlichen Sittengesetz und der Völkergemeinschaft überantwortet wird. Gegen die Rechtmäßigkeit dieser Aufteilung ist nichts zu sagen, ebensowenig wie gegen die sehr streng und exakt einhergehende Gedankenführung des Buches schlechthin. Nur sind solcherlei Auseinandersetzungen ein etwas trockenes Brot, man würgt ein wenig sehr an ihnen beim Lesen, wenn man auch einige recht gute Begriffsklärungen am Schluß sich einverleibt hat. So zum Beispiel die über das Wesen des Volkstums, welches auf eine fast metaphysische Weise als „Seelengemeinschaft“ aufgefaßt wird, wodurch dann der Nationalismus Pembaur's ein gezügeltes geistiges Gesicht erhält. Pembaur, dem Juristen, fehlt für die Behandlung dieser Probleme nur zu sehr das eigentlich schriftstellerische Talent, ohne das diese Fragen, die doch aus dem erhistesten Leben herkommen, im Nachdenken allzu leicht bis zur Unansehnlichkeit verküchern.

G.

Das Nachkriegswien in Hexametern

Welch ein erschreckendes Wagnis, die Leiden des bürgerlichen Wien der Nachkriegszeit in 546 Seiten voller Hexameter (das Buch nennt sich „Roman“) zu schildern! Das tut Erich August Mayer in seinem Buch „Paulusmarkt 17“ (Carl Fromme, Wien). Aber schon die in Wahrheit dichterischen ersten Seiten ziehen jeden, der gegen die Form nicht voreingenommen ist, ins Buch hinein, und man wird weiter fortgezogen. Das Buch ist eine bedeutsame, zum Teil sogar eine große Leistung. Es fesselt von Anfang bis Ende, man nimmt Anteil an den Wiener Gestalten und ihren Schicksalen, die man nicht wieder vergißt. Und daß die Schilderung dieses bürgerlichen Daseins so stark wirkt, ist eben doch der strengen Form zu verdanken. Wenn man das Buch gelesen hat, so meint man Wien und sein Volkstum zu kennen. Man weiß, wie es in seinen Häusern zugeht und fühlt, was diese Stadt durchgemacht hat. Man spürt Haltung, Größe, Seele.

Freilich gibt es bedenkliche Partien. Der Hexameter eignet sich nicht für Alles. Nicht, daß er komisch wirkte, aber die Wiener Seele des Autors ist zuweilen stärker als die Form, der er sich im allgemeinen mit Erfolg unterwirft. Nicht selten wird dann ein Widerspruch zwischen der großen Form und dem seelisch weichen Inhalt spürbar. Wenn die breite epische Entfaltung zu langen Abschnitten von Hexametern zu neuen Expositionen zwingt, dann erscheint diese Form als Hemmnis, ja als Last. Aber das darf nicht hindern, die Größe und Schönheit der gesamten Dichtung anzuerkennen, die ihren Sinn hat und ihre Aufgabe erfüllt. Sie wird zu unserem seelischen Besitz. D.

Von Platon bis Keller

Unter dem Titel „Platons Vaterländische Reden“ hat Kurt Hildebrandt eine Übertragung der Apologie, des Kriton und des Menekenos erscheinen

lassen (Leipzig, Felix Meiner. 244 Seiten. 4.50 RM.). Wir kennen Hildebrandt schon als musterhaften Platonübersetzer aus seiner Übertragung des Gastmahls, die jetzt vorgelegten Übersetzungen stehen auf der gleichen Höhe. In einer eindringlichen und beredten Art würdigt Hildebrandt in seiner großen Einleitung den Gegenwartswert dieser Schriften und rückt mit Geschick Platon aus der Sphäre des Philosophen in die des Staatsmannes.

Dem „Ahnenbild und Familiengeschichte bei Römern und Griechen“ geht Erich Bethe in einer eingehenden Untersuchung nach (München, C. H. Beck. 124 Seiten, 7 Abbildungen. 3.80 RM.). Bethe untersucht die geschichtlichen Anfänge der Ahnenehrung und Familienforschung und stellt geistes- und kulturgeschichtlich gleich interessant die verschiedenen Auffassungen, die sich fast ausschließen, bei den Griechen und Römern einander gegenüber, auf der einen Seite eine rein idealistische, auf der andern eine nüchtern reale Auffassung. Aus seiner gesicherten Bildung heraus ergeben sich für den Verfasser neue Zusammenhänge auch für die Geschichtsschreibung und die Kunstgeschichte. Die Abhandlung Bethes kann zu einer Vertiefung des sittlichen Gehalts der Ahnenforschung beitragen, da sie auf die letzte und schließlich einzig berechtigte Grundlage eines Ahnenkults hinweist, nämlich auf die Sehnsucht, durch das Festhalten der Ahnen in geeigneter Form die Kräfte ihres Geistes und ihrer Seele, ihre Taten und ihre Leistungen als Stärke verleihenden Besitz der Sippe zu erhalten. Die griechischen und römischen Grabreliefs vermögen für den, der sehen kann, die gewiesenen Zusammenhänge zu vertiefen und zu erhärten.

Der Literaturhistoriker Johannes Alt läßt eine aufschlußreiche Untersuchung erscheinen „Grimmelshausen und der Simplicissimus“ (München, C. H. Beck. 107 Seiten). Auf Grund eingehenden Studiums kommt Alt zu Ergebnissen, die den bisherigen Stand der Grimmelshausenforschung weiterbringen. Er klärt die Frage sowohl der Chrono-

logie von Grimmelshausens Leben wie die Entstehungsgeschichte seines großen Werkes, das immer eins der wesenhaftesten der deutschen Dichtung bleiben wird, weil Grimmelshausen ohne die Schranken der Bildung zum Gesamtvolk in einer Sprache zu sprechen verstand, die dessen eigene war, von Dingen, die das ganze Volk angingen. Alt hat die endgültige Fassung mit den ersten Versuchen verglichen und gibt im letzten Abschnitt „Selbstbiographie und Typenaufbau“ wesentlich neue Aufschlüsse. Das Buch ist ein schönes Zeichen deutschen Gelehrtenfleißes und der Fähigkeit, gewonnene Erkenntnisse aus der philologischen Kleinarbeit in die großen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge einzuordnen. Aber es ist noch mehr: Johannes Alt, der das Kriegererlebnis tiefinnerlich bis zur Klärung der großen Ruhe durchlitt, hat an dem Stoff dieser Kriegsdichtung das Ewige des großen Erlebnisses lebendig zu machen verstanden.

Eine der entzückendsten Gaben liegt in neuer verbesserter Auflage vor „Johann Sebastian Bachs Notenbüchlein für Anna Magdalena Bach“ (München, Georg D. W. Callwey. 3.80 RM.). Professor Arnold Schering hat diese unsterbliche Gabe auf das gründlichste überarbeitet und verbessert in achter Auflage, die wieder in dem hübschen Faksimile-Einband des Originals erschienen ist. Das Notenbüchlein, das bekanntlich aus dem Jahre 1725 stammt, ist ein Musterbeispiel wahrhaft musikalischer Pädagogik. Bach hat es seiner zweiten Frau gewidmet, und die Liebe, die ihn zu dieser Gabe bewog, teilt sich auch dem Leser und Betrachter dieser Neuauflage, die dem Original weitest möglich angeglichen ist, mit. Es ist eine Sammlung von kleinen feinen Stücken als Grundlage zum Vortrag bei besonderen Familiengedenktagen und bei geselligen Feiern. So findet sich hier Musik der mannigfachsten Art vereinigt: Bedeutendes und liebenswürdige Bagatellen, Ernstes und Heiteres in Chorälen, Präludien, Menuetten, Suiten und Liedern. Schering hat die von früheren Herausgebern willkürlich eingesezten

Vortragszeichen mit Recht weggelassen und die Generalbassaussetzung erneuert, auch Fehler in der Anordnung und der Wiedergabe der einzelnen Stücke beseitigt. In den gründlichen Erläuterungen steckt ein Stück musterhafter musikalisch-historischer Kleinarbeit. Hier hat jeder eine wunderhübsche Gelegenheit, seinen musikalischen Freunden eine Herzensfreude zu machen.

Das „Jahrbuch der Goethegesellschaft“, herausgegeben von Max Hecker (Weimar, Verlag der Goethegesellschaft) ist auch im 21. Bande treuer Dienst am Wort und Werk Goethes. Es beginnt mit dem meisterhaften Vortrage von Julius Petersen „Goetheverehrung in fünf Jahrzehnten“, den er zum fünfzigjährigen Bestehen der Goethegesellschaft im August vergangenen Jahres hielt. Eine schöne Ergänzung zu ihm ist Max Heckers Beitrag „Goetheverehrung zur Goethezeit“. Heinrich Spieß gibt neue Untersuchungen und Ergebnisse zur Entstehungsgeschichte des „Urfaust“ und des „Fragments“, Adolf Müller unbekannte Briefe von den beiden Herders an ihre Darmstädter Verwandten, Paul Herre einen Aufsatz „Goethe und Friedrich der Große“. Zwei um die Goetheforschung und um die Goethegesellschaft hochverdienten Männern, Max Friedländer und Floboard von Biedermann, haben Georg Schünemann und Julius Petersen Gedenkworte geschrieben. — Ebenso wie das Jahrbuch verdient der 48. Band der „Schriften der Goethegesellschaft“, herausgegeben von Julius Petersen und Hans Wahl, Anerkennung: „Das Haus am Frauengplan seit Goethes Tod“, in dem Werner Deetjen Dokumente und Stimmen von Besuchern gesammelt und eingeleitet hat, grade recht zu dem Tage, an dem das Heiligtum in seiner neuen Form die Pforten wieder geöffnet hat. Wir können auch diesen Anlaß nicht vorübergehen lassen, ohne die ernste Mahnung an alle geistigen deutschen Menschen: Trete der Goethegesellschaft bei und unterstütze sie in jeder Weise, denn hier ist eine unversegbare und unerschöpfliche Quelle deutscher Erneuerung und deutscher Besinnung, deren möglichst reichliches

Strudeln zu fördern Pflicht jedes verantwortungsbewußten geistigen Menschen ist! Die Anmeldung erfolgt bei dem Vorstand der Goethegesellschaft in Weimar, der geringe Jahresbeitrag beträgt RM. 10.—, für die man die Gaben der Goethegesellschaft und das gute Gewissen erfüllter Pflicht an Goethe erhält.

In den „Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins“ ist als 15. Band erschienen „Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach“ mit 8 Aufsichten und 65 Bildnissen und Handschriften (Stuttgart, J. G. Cotta). Diese wertvolle Gabe mit vielen zum mindesten der weiteren Öffentlichkeit unbekannten Bildnissen gab in gewohnter zuverlässiger Arbeit Otto Günther heraus.

In „Kröners Taschenausgabe“ sind 2 neue Bände erschienen, von denen besonders der eine eine wirkliche Lücke ausfüllt: Thomas Carlyle „Heldentum und Macht“. Michael Freund gibt mit einer eindringenden und klugen Einleitung, die das Wesen Carlyles bis in seine letzte Bedeutung erfaßt, eine Auswahl aus seinen Schriften (Leipzig, A. Kröner. 396 Seiten. 3.75 RM.). Die geschickt gewählten Auszüge aus dem Werke dieses einzigen Mannes, der immer noch eine moralische Kraft in Europa ist oder doch sein sollte, sind genommen aus „Vergangenheit und Gegenwart“, aus „Heldentum und Heldenverehrung“, aus „Latter Day Pamphlets“ aus „Shooting Niagara: and After“. Die unentbehrliche Arbeit „Der Chartismus“ ist vollständig bis auf den Abschnitt „Statistik“ aufgenommen. Im ersten Abschnitt, genannt „Die Anfänge“, wird das Grundmotiv des Carlyleschen Denkens gegeben. Eine Auswahl und ein Unternehmen, dem wir ohne Vorbehalt zustimmen können. Von vorliegenden Übersetzungen benutzte und überarbeitete Michael Freund die deutschen Ausgaben von 1859 in den Verlagen Vandenhoeck und Ruprecht und Otto Wigand. Für die Auszüge aus „Heldentum und Heldenverehrung“ wurde die Übersetzung von Carlyles Freund Neuberg überarbeitet. Die Gegenwartnähe dieser Veröffentlichung ist

stellenweise fast erschreckend. — In dem weiteren Bande gab unter dem Titel „Ewiges Deutschland“ Willrich Peuckert das Werk der Brüder Grimm im Grundriß (Ebenda. 4 RM. 462 Seiten). Peuckert hat mit seinem Verständnis aus dem Werk der beiden Brüder ausgewählt und es feinsinnig und mit Temperament dem Verständnis auch weiterer Kreise erschlossen, so daß durch das lebendige Bändchen eine würdige Ehrung der beiden Jubilare zustande gekommen ist.

Adalbert Stifters „Die Narrenburg“ ist erstmalig 1843 in dem Pester Almanach „Iris“ erschienen, alle späteren Ausgaben bringen eine stark überarbeitete Neufassung. Es ist zweifellos für alle Glieder der Stifter-Gemeinde eine willkommene und wertvolle Bereicherung, nun die erste und ursprüngliche, sehr lebendige, Fassung die gegenüber den anderen Ausgaben wesentliche Vorzüge aufweist, zu besitzen. „Die Narrenburg“ ist erschienen in der „Volksdeutschen Reihe“ des Verlages Adam Kraft, Karlsbad-Drachowitz. (—90 RM.)

Von Otto Ludwigs Briefen ist jetzt, herausgegeben von Kurt Vogt herr im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs, der 1. Band erschienen. (Weimar, Hermann Böhlau. 290 Seiten.) Er umfaßt die Briefe aus den Jahren 1834 bis 1846. Hier wird endlich eine Pflicht erfüllt, die wohl zum Teil aus den ungünstigen Zeitumständen von den großen Ausgaben der Werke Otto Ludwigs vernachlässigt worden ist, denn auch die Ausgabe von Adolf Stern und Erich Schmidt bringt nicht mehr als einige dreißig Briefe. Dabei ist gerade bei einem Menschen von der Art Otto Ludwigs die intime Kenntnis seines inneren Lebens, wie sie sich in der notwendigen Ursprünglichkeit nur in seinen Briefen erschließt, schlechthin unentbehrlich. Denn gerade seine Briefe sind Selbstbekenntnisse zum Teil von erschütternder Aufschlußkraft. Die Arbeit, die hier geleistet ist, war schwierig. Denn von den wahrscheinlich mehr als vierhundert erhaltenen Briefen sind noch über einhundertsechzig mindestens in Privathand verstreut. Die Gegenbriefe sind in dieser Ausgabe vorläufig

fortgeblieben, aber das, was seine eigenen Briefe bringen, ist so unerhört lebendig und neu, daß sie einstweilen weiter unbehrlich erscheinen. Otto Ludwig wollte keine kunstvollen Briefe schreiben, sie sind im Gegenteil ungeschminkt und ohne jede Überarbeitung, wie sie gerade seinem Herzen entsprangen, da dieser Fanatiker der Wahrheit schon das gelegentliche Überdenken eines geschriebenen Briefes für einen Weg zur Lüge hielt. Er hat sich wirklich die Seele frei geschrieben, und seine Briefe sind getreueste Wirklichkeitsaufnahmen des seelischen Zustands im Augenblick der Niederschrift. Sie bilden neben den Tagebuchblättern für diesen einsamen Menschen die Möglichkeit, Brücken aus seiner Einsamkeit heraus zu schlagen. In den Briefen des 1. Bandes äußert sich der damals noch unbekannte Dichter Otto Ludwig, der durch sie die ihm damals so notwendige eigene Bestätigung durch Braut und Freund suchte. Die weiter vorgesehenen Bände werden in chronologischer Reihenfolge die datierten und undatierten Briefe, Briefkonzepte und Nachrichten über Briefe bringen, deren Existenz einmal erwiesen, deren Originale aber unaufindbar geworden sind; fortbleiben nur Billets mit unwesentlichen Mitteilungen. Die Ausgabe in ihrer Gänge wird, nach dem vorliegenden 1. Bande zu urteilen, die bisher fehlende Seelengeschichte Otto Ludwigs geben. Die Arbeit des Herausgebers genügt allen wissenschaftlichen Anforderungen, auch in den Anmerkungen und im Apparat.

Eine „Gottfried-Keller-Bibliographie 1844–1934“ gibt Charles C. Zippermann heraus (Zürich, Rascher und Cie. 3.60 RM.). William Guild Howard, Professor an der Harvard University, schrieb ein Geleitwort, Professor Bayard A. Morgan eine englische Einführung. Hier wird eine notwendige und willkommene Ergänzung zu Jakob Vachtholds Bibliographie gegeben, die nur bis zum Jahre 1897 führt. Auch diese Bibliographie bestätigt wieder, wie unlöslich Gottfried Keller mit der „Deutschen Rundschau“ verbunden ist.

D. R.

Wanderungen

Zwei ganz verschiedene Temperamente legen von vollendeten Wanderungen Zeugnis ab: Wilhelm Hausenstein, „Wanderungen auf den Spuren der Zeiten“ und Kasimir Edschmid, „Italien, Lorbeer, Leid und Ruhm“ (Frankfurt, Societätsverlag, 6,80 RM.). Folgt man dem feinen, abgeklärten und bildungsgefättigten Hausenstein gern auf seinen besinnlichen Wanderungen, die aus Einzeldarstellungen in minutiöser Mosaikarbeit eine ästhetisch-historische Geographie Deutschlands ergeben als einem Führer in feinste und letzte Zusammenhänge des Wesens einer Kultur und läßt sich von ihm aus dem Schaubaren an das Wesen herantragen, so versagt man auch dem ganz anders gearteten Edschmid trotz gelegentlichem Widerstreben nicht die Begleitung. Es ist ein lebendiges Buch mit den Vorzügen des Edschmid'schen Impetus und der Einschränkung seiner Grenzen. Man sieht Italien in Einzelheiten manchmal wie unter der Zeitlupe, die auch in der Landschaft und hinter dem Bauwerk plötzlich das Gesicht großer Persönlichkeiten erscheinen läßt. Die Einheit ist hier durch das persönliche Temperament gegeben wie bei Hausenstein durch die geistig-kulturelle Persönlichkeit des Verfassers. Beide Bücher sind reichlich mit gut ausgewählten und gut wiedergegebenen Bildern geschmückt.

P.

Der kleine Held

Dieser Roman von Walter von Molo behandelt keine großen historischen Probleme oder Schicksale (Holle & Cie., Berlin). Er führt in die in den achtziger und neunziger Jahren heranwachsende deutsche Jugend, in die Welt des jungen Molo. Was dem Buch an geschichtlicher Größe abgeht (die ja nicht das Thema ist), wird ausgewogen durch die Plastik und Wärme des unmittelbar Erlebten. Trotzdem ist das Buch keineswegs individualistisch, es sucht nicht das besondere Schicksal des Verfassers zu verewigen, sondern es ist typisch für die Jugend einer bestimmten Schicht eines bestimmten

Zeitalters, das sich im bürgerlichen Alltag einer reichsdeutschen, in Wien lebenden Familie spiegelt. Ihr Familienoberhaupt hat sich wie Hunderttausende anderer Väter mit den auch damals nicht geringen Sorgen und Plackereien herumzuschlagen, und die Kinder leben dabei ihr kindliches Dasein mit allem, was dazugehört, mit Karl May, den Briefmarken, den Fahrrädern, den Tanzstunden, der Überschätzung der Schriftstellerei, den ersten Autos. Man erkennt, daß diese Zeit vor dem Krieg einen Stil hatte, wie das Rokoko oder Biedermeier, und daß der Stil heute ein anderer ist. Gerührt erkennen wir unsere eigene Jugend wieder mit ihrer Schönheit und Tragik, die schließlich im Weltkrieg eipfelte. Es hat etwas Ergreifendes, wie das alles (mit reifer schriftstellerischer Technik) vorgetragen ist: sehr einfach, sehr anspruchslos, aber farbig, das Zeitalter beleuchtend, überall fesselnd, oft erheiternd. Wie die Familie in die Alpen zum Sommeraufenthalt reist, wie sich die Jungen verlieben, Heu machen, das erstmal ein Hochrad sehen; wie man wieder in das Mietshaus zurückkehrt, der Arzt ins Haus kommt, man zum Tanze geht — in dem allen ist die Kultur des damaligen Bürgers festgehalten. Vielleicht hat Molo gemeint, daß auch größere geschichtliche und soziale Züge des Zeitalters deutlicher hervortreten würden, als es tatsächlich geschehen ist. Aber Konstruktionen oder Ideologien sind glücklicherweise vermieden worden. Die letzten Partien des Buches, die sich dann doch um größere geschichtliche Entwicklung bemühen, sind etwas gezwungen zum Abschluß gebracht und weniger geglückt, als die im besten Sinne naiven, ja erschütternden Schilderungen des Familienschicksales. E. D.

Leben für Berge und Tiere

Zu einer Gedächtnisgabe für den im September 1932 in der Givettawand durch Wettersturz erfrorenen Leo Maduska, der einer der stärksten und verheißungsvollsten jungen Kämpfer des deutschen Alpinismus war, haben sich einige seiner Freunde zusammengetan und

ihm ein Denkmal, herausgegeben von Walter Schmidkunz, gesetzt: „Junger Mensch im Gebirg“ (München, Gesellschaft alpiner Bücherfreunde. — Mit 48 Bildtafeln. 6 RM.). Der Herausgeber, Georg von Krauß und Martin Pfeffer sprechen in warmem Gedenken von dem verlorenen Freunde. Der Hauptteil des Buches besteht aus Arbeiten des Verstorbenen: Aufsätze, Gedichte und Tagebuchblätter. Maduska war den Bergen schon in früher Jugend verfallen, er doktorierte über „das Problem der Einsamkeit in der deutschen Literatur“ und lieferte klassisch zu nennende Beiträge zur Kunst der Bergüberwindung. Das Buch ist ein Dokument eines trotz seiner Jugend Vollendeten, da er in einer schönen Beseffenheit nicht anders konnte, als sein Leben wirklich den Bergen zu widmen. Aber wen die Berge lieben, den behalten sie, und so deutet auch dieses Leben in tiefer Symbolik die Notwendigkeit des eigenen Opfers für eine große Aufgabe.

Gleichfalls schon als junger Mensch sah Johannes Gebbing früh schon seine Lebensaufgabe darin, sich und sein Leben aus innerster Berufung den Tieren zu weihen. Gebbing ist ein Tiergartenleiter von internationalem Ruf, und so erhält sein Buch „Ein Leben für Tiere“ (Leipzig, Bibliographisches Institut. Mit 79 Bildern auf Kunstdrucktafeln) auch weit über den Reiz des persönlich Geschilderten und Erlebten grundsätzliche Bedeutung. Denn in dem Schlusabschnitt „Betrachtungen und Ausblicke“ sind Anregungen enthalten, die es verdienen, auf das Ernsthafteste erörtert und geprüft zu werden. Gebbing hat in Leipzig ein wahrhaft künstlerisches Freigehege, den wahren Lebensgesetzen der Tiere entsprechend, geschaffen, und der Ruf seiner Löwenzucht geht weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Ein liebender und scharfer Beobachter zeigt, wie man die Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit beim Tier fördern und dadurch den schönsten Lohn des Vertrauens ernten kann. Seine Erlebnisse auf den Fahrten zum Tierfang werden bunt und fesselnd erzählt. Das Buch spricht jeden Tierfreund unmittelbar an, die Bilder

sind außerordentlich lebendig, gut aufgenommen und hervorragend wiedergegeben; es bleibt zu hoffen, daß auch die ernstesten und grundlegenden Betrachtungen dieses großen Kenners ihr gebührendes Echo findet. P.

Politik und Geschichte

Zwei Bücher verdienen hervorgehoben zu werden wegen der Möglichkeiten, durch sie zum Verständnis der großen weltpolitischen Zusammenhänge zu gelangen: Richard v. Kühlmann, „Entwicklung der Großmächte vom Sturz Napoleons bis zur Gegenwart“ (122 Seiten, 4,80 RM.), und General a. D. N. Golowin, „Die Weltmacht Großbritannien“ (152 Seiten mit 14 Kartenskizzen, 6 RM., Beide Karl Siegelmund, Berlin). Der frühere Staatssekretär v. Kühlmann hat in einer Vortragsreihe an einer amerikanischen Universität über das Thema seines Buches gesprochen; die Vorträge über ein ihm aus seiner amtlichen Tätigkeit dringend nahe gebrachtes Geschichtsbereich haben sich jetzt zu diesem wichtigen Buche ausgeweitet. v. Kühlmann beweist hier, daß er nicht nur die diplomatische, sondern auch die politische und geschichtliche Wirklichkeit der Weltmächte mit offenen Sinnen studiert und zu erkennen sich bemüht hat. Im ersten Teil untersucht er Meere und Ozeane als Zentren von Kulturepochen, behandelt die neuesten Entwicklungen im Mittelmeer, die politischen Folgen des Anwachsens der Massen und des Maschinenzeitalters. Neben einer Betrachtung über den Völkerbund untersucht er die Rohstoffe als Faktoren der Weltgeltung und die Bedeutung der Wehrmachtsfaktoren der einzelnen Länder. Im zweiten Teil wird dann in Einzelaussagen die Entwicklung der verschiedenen Großmächte bis in die Gegenwart verfolgt. Auch Kühlmanns Buch kann in seiner nüchternen und klaren Sachlichkeit, die ihm die festen Grundlagen zu einer Urteilsbildung geben, wesentlich mit dazu helfen, die kleinereuropäische Einstellung zu überwinden, um Europa fähig zu machen, den unausweichbaren großen Auseinander-

setzungen, als eine gewisse Einheit zur eigenen Rettung, entgegenzutreten. Ebenso eindringlich auf die großen Zusammenhänge weist das Buch des früheren russischen Generals Golowin, das R. Freiherr v. Campenhausen aus dem Russischen übertrug und einleitete. Generalleutnant a. D. von Cöchenhausen schrieb ein Vorwort. Golowin war schon vor dem Kriege mit wichtigen militärischen Büchern hervorgetreten, in denen er eigene Ideen entwickelte. Sein im Jahre 1912 erschienenes Buch „Die Lehre von der Taktik“ hat stark gewirkt. Heute lehrt er an der Pariser Militärakademie. Im Kriege war er zuletzt Chef des Stabes im Oberkommando. Er focht dann bis zum bitteren Ende an der Seite Koltshaks. Als Soldat legt er in seiner von 14 Kartenskizzen unterstützten Untersuchung den wehrgeopolitischen Gedanken zugrunde, der — von manchen erkannt, von anderen wiederum nicht klar gesehen — doch die gesamte Politik Großbritanniens beherrscht. Es sind geistvolle und kühne Betrachtungen eines selbständigen Kopfes, die — wenn sie vielleicht auch nicht in allem das Ziel der englischen Politik von heute zutreffend schildern und in manchem überholt sind — so doch der englischen Politik Wege weisen können, die sie über kurz oder lang zu ihrer eigentlichen großen Aufgabe aus der Erkenntnis ihrer wehrgeopolitischen Situation hinführen werden. Es ist eine große Konzeption, die in den Schlussfolgerungen seiner Untersuchung sich ergibt: die Schaffung eines neuen Völkerbundes rund um den Indischen Ozean, den England nach Golowin zu einem britischen Binnenmeer gemacht hat, selbstverständlich unter kultureller, politischer, wirtschaftlicher und strategischer Oberhoheit Englands. Es ist möglich, daß die Verwirklichung eines solchen gewaltigen Planes die Grundlage und eine Stufe zum Weltfrieden bilden kann, dem man sich freilich wohl oder übel als „Pax Britannica“ wird vorstellen müssen.

Gleichfalls in die großen Zusammenhänge und in die Hintergründe der großen Politik führt die Schrift von Johannes Stoye: „Macht—Weltmacht“ (Leipzig, B. G. Teubner.

6 Karten, 60 Seiten, 1,20 RM.). Der Plan dieses Buches darf der Zustimmung sicher sein, die verfolgte Absicht ist erreicht. Große gibt in leichtfaßlicher Form eine zuverlässige Übersicht über die räumlichen Grundlagen der Erdölkämpfe. Ausgehend von der aktuellen Fragestellung „Erdöl und Abessinien“, schildert er die Verwendungsmöglichkeiten dieses wichtigen und so zu furchtbarer Bedeutung gelangten Rohstoffes in Verbindung mit technischen Grundfragen. Es folgt eine genaue Übersicht über die Verteilung der Erdölvorkommen über die Erde, dann werden die großen und entscheidenden Akteure im Erdölkampfe benannt und die Schauplätze, auf denen die Kämpfe offen und heimlich toben. Außerordentlich lehrreich ist die Übersicht in Zahlen über die Haupterölproduzenten der Erde in Verbindung mit der Zunahme der Automobilherzeugung und der Autos im Gebrauch.

Zur russischen Geschichte sind zwei wichtige Beiträge neu erschienen: Ernst Schüle, „Rußland und Frankreich vom Ausgang des Krimkrieges bis zum italienischen Krieg 1856–1859“ (Band 19 der Osteuropäischen Forschungen, 6,50 RM.), und Friedrich Steinmann und Elias Hurwicz, „Konstantin Petrowitsch Pobjedonozew, der Staatsmann der Reaktion unter Alexander III.“ (11. Band der Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte, 6,80 RM. Beide Dft = Europa = Verlag, Königsberg). Schüles Buch, eine historische Untersuchung, hat durch die jetzt erfolgte Ratifizierung des französisch-russischen Militärbündnisses eine besondere Aktualität bekommen. Der Verfasser konnte aus ganz neuem Material schöpfen: den Akten des französischen Außenministeriums. Seine historische Untersuchung ist deshalb besonders wichtig, weil sie psychologische Erkenntnisse vermittelt für die Grundlage jeder französisch-russischen Bündnispolitik und neue Aufschlüsse gibt über die von Napoleon III. verfolgte Außenpolitik, die in den behandelten Jahren ganz eindeutig auf die Vernichtung der österreich-ungarischen Doppelmonarchie hinauslief. Das Studium

solcher diplomatischen Dokumente ist durchaus nicht nur eine Angelegenheit historischer Forschung, sondern diese Methoden, Politik zu machen, haben sich im Grunde bis heute nicht geändert. — Die Zusammenarbeit von Steinmann und Hurwicz gliedert sich so, daß Steinmann eine biographische Skizze von Pobjedonozews Leben und Wirken, Hurwicz eine Auswahl aus seinem Archiv in deutscher Übersetzung mit Erläuterungen gibt. Auch bei diesen beiden Autoren kommt der Staatsmann der russischen Reaktion nicht gut weg. Das dem Bande vorge setzte Bild zeigt wirklich nicht den Kopf eines finsternen Reaktionärs, sondern erinnert vielmehr an Bilder klarer und verantwortungsbewußter führender evangelischer Geistlicher. Steinmann gründet sein Urteil in erster Linie darauf, daß P. kein schöpferischer Geist und nicht zu positivem Aufbau fähig gewesen wäre. Aber auch das beigebrachte Archivmaterial überzeugt nicht, daß man unter dem Aspekt des heutigen Rußland sein politisches Wirken nicht ähnlich positiv bewerten müßte, wie die europäische Entwicklung die „reaktionäre“ Politik von Klemens Metternich in ganz neue Beleuchtung gerückt hat.

Das kluge und reise Buch des italienischen Historikers Cesare Giardini: „Don Carlos“, ist bei Georg D. W. Callwey, München, erschienen (16 zeitgenössische Bilder, 260 Seiten, 6,80 RM.). Mit überlegener Quellenkenntnis und tief eindringendem psychologischem Verständnis wird hier wohl das endgültige Bild des unglücklichen spanischen Infanten gezeichnet, dessen vermeinte Tragik immer wieder Dichter und Künstler aller Zeiten angezogen hat. Vom Schillerschen Don Carlos bleibt im Lichte der historischen Forschung freilich nichts mehr übrig. Der geschichtliche Don Carlos war ein schwer belasteter, sich selbst und andern zum Unheil lebender armer Mensch, der seinen Vater — bei allen Hemmungen seiner Persönlichkeit, doch ein bedeutender spanischer König — selber durch die Unbrüche und Planungen seines kranken Geistes zwang, ihn zum Wohle des Volkes und der Dynastie gefangen zu setzen und abzusondern. Giardini gibt in

großen Abschnitten: Johanna die Wahnsinnige — Philipp — Kindheit — Das Geheimnis — Die Niederlande — Das Schweigen — die Erklärung, wie aus schwerster Erbmasse diese Unglückserscheinung entstehen mußte und wie der Vater-Sohn-Konflikt gar nicht anders gelöst werden konnte, als er von König Philipp gelöst wurde. Giardini ist nicht nur ein gewissenhafter Historiker, sondern auch ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens und seiner Gebrechlichkeit und versteht darüber hinaus in einer Form zu schreiben, die jeden Leser fesseln muß. Ein wissenschaftlicher Apparat mit Anmerkungen, Bibliographie, Zeittafel und Stammtafel der spanischen Habsburger ist beigegeben.

Arthur Weigall, früherer Generaldirektor des Britischen Museums, gibt auf Grund seiner eingehenden kulturhistorischen und historischen Kenntnis ein Bild von Nero, Kaiser von Rom (Höger, Wien 1936. 7,50 RM.). Der Vorzug dieses Buches liegt in der außerordentlich lebendigen Schilderung des Roms zu Neros Zeiten. Viele Bilder beleben den mit eindringlicher Psychologie geschriebenen Text. Und doch setzt man hinter das Buch ein Fragezeichen. Denn Weigalls Versuch, eine Art Ehrenrettung Neros vorzunehmen, überzeugt nicht ganz. Beim Abwiegen der Urteile der alten Historiker, trotz mancher berechtigter Kritik, die an der Befangenheit einzelner Berichterstatter geübt wird, hebt sich doch die Schale, in der das Bild des verurteilten Nero liegt. Es bleibt trotz zugegebener gehässiger Vorurteile so viel an Grauenhaftem, daß der Verteidiger Neros mit seinem Plädoyer nicht durchbringen kann.

Unsere Leser haben erst jüngst den wahrhaft konservativen Menschen F. A. Ludwig von der Marwitz in der „Lebendigen Vergangenheit“ kennengelernt. Die dort wiedergegebenen Auszüge waren dem Buch entnommen „Preussischer Adel“, von dem jetzt unter dem Titel „Preußens Verfall und Aufstieg 1790–1820“ das 3.–5. Tausend erschienen ist (Breslau, W. G. Korn. 5,50 RM.). Dieser unentbehrliche Beitrag zur preussischen Geschichte und zum

Wesen wahrhaft konservativen Denkens ist bekanntlich von Dr. Friedrich Schinkel herausgegeben und mit ganz besonderem Verständnis eingeleitet worden. Das Buch bedarf keiner weiteren Empfehlung, denn es wirkt durch seinen Gehalt völlig überzeugend, wie nur je eine echte Biographie wirken kann. Neben der Lebensbeschreibung sind politische Aufsätze und Denkschriften aufgenommen.

Von einem in anderer Beziehung ebenso unentbehrlichen und wichtigen Buch ist im gleichen Verlage eine zweite überarbeitete Auflage erschienen: Jacob Anton Friedrich Logan-Logejus, „Meine Erlebnisse als Reiteroffizier unter dem großen König“. Wer wissen will, wie die frühischen Offiziere wirklich dachten, der greife zu diesem Buch, einem wahrhaften Dokument rein preussischen Soldatengeistes. Geringfügige Fehler der ersten Auflage sind berichtigt, der Vater in seiner militärischen Laufbahn festgestellt. Neben überwältigenden Schilderungen des großen Königs und seiner Generale bieten und Seydlitz enthalten die Aufzeichnungen Abschnitte, in denen sowohl ein tiefes und echtes Gefühl, dessen sich ein richtiger Reiteroffizier des großen Friedrich nicht schämte, wie auch ein köstlicher Humor zu Wort kommt. Eine Perle in dieser Beziehung bildet die Schilderung der verunglückten Probepredigt, nach der die aufgeregte und wütende Großmutter den Kandidaten der Theologie unverzüglich enterbt und ihn damit recht eigentlich dem Fremde in die Arme treibt, der ihn von der Kanzel weg unter Friedrichs Fahnen führt.

Einen weiteren Beitrag zum Gedenken des 150. Todestages des großen Königs gab Hans Jessen heraus unter dem Titel „Gott und der König“ (Berlin-Steglich, Eckart-Verlag. 234 Seiten, 2,85 RM.). Die hier vereinigten Aufzeichnungen sind geeignet, die landläufigen Auffassungen über Friedrich des Großen Religion und Religionspolitik zu ergänzen und zu vertiefen. Eines wird ganz deutlich: der große König hatte die unerschütterliche Überzeugung bei all seiner Duldsamkeit gegen jedes

Bekanntnis, daß der stärkste Rückhalt seines Preußen der evangelische Charakter des Landes war.

Mit Temperament und innerem Beileigensein gibt F. F. von Conring uns in knappstem Rahmen ein Lebensbild von Blücher (W. R. Lindner, Leipzig. 3,80 RM.), das er selber einen biographischen Roman nennt. Es ist dem Verfasser gelungen, den Marschall Vorwärts in seiner ganzen urwüchsig-deutschen Kraft zu beschwören und den Sinn seines Lebens dahin zu deuten, daß Blücher selber ihn einzig und allein in der Befreiung der deutschen Nation aus den Fesseln Napoleons sah.

Kurt von Raumer liefert in der Schriftenreihe „Preussische Jahrbücher“ (Berlin, G. Stilke) einen wesentlichen Beitrag zu der Rolle, die der deutsche Schicksalsstrom in der deutschen Geschichte gespielt hat: „Der Rhein im deutschen Schicksal“. Hier sind sechs Reden und Vorträge vereinigt, die das Problem in seiner ganzen Größe und Schwere behandeln und in die jüngste Vergangenheit mit Beiträgen zur Saarabstimmung und zum Grenzschiedsal und der Grenzaufgabe einmünden. Die stilistische Kunst der Rede und des Schreibens steht auf der gleichen Höhe wie die

gründliche historische Bildung des Verfassers.

Eine wichtige Einzeluntersuchung veröffentlicht Karl Hampe, „Wilhelm I. Kaiserfrage und Kölner Dom“ (Stuttgart, W. Kohlhammer. 4 RM.). Diese Untersuchung ist deshalb bedeutsam, weil sie eine Überprüfung der landläufigen Auffassung notwendig macht, daß König Wilhelm innerlich dem Gedanken stark widerstrebt habe, Deutscher Kaiser zu werden. Es handelt sich um den Originalbericht des belgischen Gesandten im Haag, Baron de Beaulieu, an König Leopold II. über eine Audienz bei dem italienischen Kronprinzen Humbert Ende Juli 1868, in der der Kronprinz eine Äußerung König Wilhelms vom Juli 1867 wiedergibt: „Er, der König Wilhelm, beschleunige die Vollendung des Kölner Domes, um sich darin zum Kaiser von Deutschland krönen zu lassen.“ Dieser Brüsseler Archidfund ist gut bezeugt, und Hampe hat in gewissenhafter Quellenforschung nichts unterlassen, um die Äußerung auf ihren Wahrheitsgehalt bis ins Letzte zu prüfen. Er untersucht König Wilhelms I. Haltung in der Kaiserfrage und den Bau des Kölner Doms, dieses „Bruderwerks beider Bekennnisse“, im Zusammenhang mit der Reichsgründung. D. R.

Berichtigung

Am Schluß des im Märzheft erschienenen Aufsatzes „Ein Tal verwandelt sich“ muß es heißen: Fotos G. Lindenberg, und nicht: Fotos des Verfassers.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. A. F. Kamp, Widdienmeer. — Professor Dr. Karl Sudhoff, Leipzig. — Dr. Werner v. d. Schulenburg, Herford. — Professor Dr. Adolf Meyer, Hamburg. — Helmut Prang, Berlin. — Dr. Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsb. berg/Weser bei Bodensfelde. — Dr. Johannes Stoye, Leipzig. — Wilmont Haacke, Berlin. — Joachim Günther, Hohenneundorf bei Berlin. — Professor Dr. Paul Wenzke, Frankfurt am Main. — Eugen Kalkschmidt, München.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

Bad Wildungen für Niere und Blase

ZÜR HAUS-TRINKKUR: **Helenenquelle**
bei Nieren-, Blasen- und Frauen-
leiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker

Frühling in Deutschland / Wer reist mit, ihn zu erleben?

Manchmal macht es Freude, einen Globus in die Hand zu nehmen; wenn dann die eine Hand die Holzsäule er-
reißt, über der die Kugel aufgebaut ist, und die andere
hand das bunte Gebilde dreht, so erwacht im Betrachter
der Trieb, zu spielen und der Phantasie zu fröhnen, wo-
bei man sich die vergnüglichsten Reisen zusammenstellt.

Aber noch mehr: die Schrumpfung der Erdkugel, auf
der wir unbeachtliche Stäubchen sind, zu einem über-
schaubaren Ding, und das Anwachsen des Betrachters,
das in diesem Falle dasselbe ist, zu gottähnlicher Größe:
sie erlauben es, sich lebhaft und anschaulich etwas vor-
zustellen, was wesentlich ist, um die Geschehnisse im Ge-
zeitenwechsel sich vorzustellen, ihre Gleichzeitigkeit. Der
eine spürt angesichts der Schneeschmelze, der andere am
rühn Aufgang der Sonne überm Meer den Abmarsch
des Winters, aber erst, wenn wir die Gleichzeitigkeit
tiefes Geschehens bedenken, erfassen wir es ganz. So
fällt der Frühling in Deutschland seinen Einzug nicht an
einer Stelle, sondern an vielen zugleich.

Wer es wagen würde, in den erblauenden Tagen in
den Bodensee hinauszu schwimmen, etwa im Überlinger
Ripfel oder im Untersee, und nun plötzlich, nachdem er
eine Zeitlang geradeaus geschwommen, sich umblickte, der

würde feststellen, daß das Ufer nicht anders vor ihm liegt
als das eines der oberitalienischen Seen. Die Zypressen,
die sich auf der Insel Mainau erheben, wo auch sommers
die Zitronen reifen, oder die Magnolienbüsche auf der
Insel Reichenau lassen mehr als nur eine Ahnung des
Südens erstehen; wahrhaftig, hier ist Deutschlands
Süden, der Lage nach und auch im übertragenden Sinne.

Ich bin einmal im ersten Drittel des April den Rhein
hinausgefahren, in einem Nachtzug, und als ich erwachte,
war der Zug kaum noch zwei Stunden von Basel entfernt;
rechts und links vom Schienenstrang breitete sich die
Oberrheinische Tiefebene aus, die in ein Meer von Blüten
gehüllt war. Überall die rötlich schimmernde Apfelblüte,
weit hin, im ersten Licht des Morgens, während der Tau
auf den Wiesen funkelte und nur ein paar Federwölkchen
über den Rämmen des Schwarzwalds heraufdrangen und
in der Ferne, wie durchscheinend, die Vogesen lagen.

Auch im Neckartal und an der Bergstraße hält der
deutsche Frühling bald seinen Einzug. Aus dem Blüten-
grund heben sich die Türme von Weinheim, gegen Bläu-
ten stehen die Häuser von Kettenheim, und noch von
Darmstadt aus fällt der Blick auf die schimmernden
Flanken des Gebirges.

Ein Roman vom deutschen Willen
auf brasilianischer Erde

Paradies im Urwald

von Alfred Funke

Leinen N. M. 5.—

Der Deutsche macht sich über die
Länder Südamerikas leicht einen
falschen Begriff. Da ist es gut, daß
ein so ausgezeichnete Kenner wie
Funke einmal die Dinge zeigt,
wie sie wirklich sind, nicht nur den
harten Kampf des Siedlers mit der
Natur, sondern auch die Probleme
z. B. kultureller Art, vor die unsere
Kolonisten inmitten des fremden
Landes gestellt sind. So findet der
Leser neben der spannenden Hand-
lung in diesem Roman einen tiefen
Einblick in die Lebensverhältnisse
und Sitten der vielfältigen Be-
völkerung dieses Landes.

National-Zeitung, Essen

ADOLF SPONHOLTZ VERLAG / HANNOVER

Katarrh
Asthma

Trinkkur, Bäder, Inhalatorien

BAD EMS

Magen
Darm

Jonschlamm-Packungen
Kohlensäure Sprudelbäder

BAD HOMBURG

Herz
Frauen

Stahl- und Moorbäder

BAD SCHWALBACH

Nerven

Wildwässer

SCHLANGENBAD

Soeben erschien in 4., verbesserter Auflage:

Meyers Reisebücher: Erzgebirge

Vogtland und Nordwestböhmen. 308 Seiten, 9 Karten, 6 Stadt-
pläne, 2 Rundsichten und 12 Abbildungen. Gebunden 3.80 RM.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

KONRAD SCHÜNEMANN

Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia

Erschienen in den Veröffentlichungen des Instituts für Erforschung
des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München und
des Instituts für ostbayerische Heimatforschung in Passau

Herausgegeben von

Professor **Dr. Karl Alexander v. Müller** und Professor **Dr. Heumeyer**

379 Seiten. Kartoniert RM. 5.—

Aus zahlreichen Pressestimmen:

„Wenn heute in den Nachfolgerstaaten Österreichs den dortigen Deutschen die Minderheitenrechte bestritten werden, so geht aus diesem Buche unzweideutig hervor, daß die deutschen Siedler vor 200 Jahren auf Ödland und unbefiedeltem Land, von dem sie keine Eingeborenen verdrängten, angefaßt wurden, dieses Land mit ihrer Hände Arbeit der Kultur eroberten und damit den Staaten, denen sie heute angehören, einen unberechenbaren Gewinn errangen. Schünemanns Buch ist darum ein volkspolitisch wichtiges Werk.“

„Der Alemanne“ vom 15. 1. 1936

„Diese erste Veröffentlichung des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten (München) und des Instituts für ostbayerische Heimatforschung (Passau) begnügt sich nicht mit einer erkenntnistmäßigen Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen Westen und dem Südosten, mit der Aufzeichnung von Fehlern und Schwächen der absolutistischen Politik, sie gibt uns darüber hinaus eine für den Volkstumskampf wertvolle Waffe. Das bis ins einzelne stichhaltige Werk Schünemanns gewinnt doppelt an Bedeutung, wenn man sich dessen bewußt ist, daß die heutigen Staatsvölker des Südostens unsere deutschen Volksgruppen nur als Gäste betrachten, während sie in Wirklichkeit nie Germanisatoren, dagegen hervorragende Kolonisatoren der südöstlichen Staatenwelt sind.“

„Münchener Neueste Nachrichten“ vom 5. 1. 1936

„Das auf fleißiges Quellenstudium aufgebaute Buch zeigt weiter, wie diese damals für zweckmäßig gehaltene ‚Populationist‘ dennoch keine Förderung des deutschen Volkstums bewirken konnte, sondern im Gegenteil seine Schwächung zugunsten fremder Volkstämme, wie wir sie heute wahrnehmen, zur Folge hatte. Das Werk verdient mit seiner Gründlichkeit und Schlüssigkeit weite Verbreitung.“

„Süddeutsche Monatshefte“, Februar 1936

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.m.b.H. / BERLIN

Aber auch in der Pfalz ist dann die Botschaft des Frühlings schon eingetroffen, in all den Dörfern zwischen dem Rhein und der Haardt brandet schon das erste grüne Grün und das erste lichte Weiß.

Und was dem Oberrhein recht ist, ist dem Rheingau illig: kein Flecken zwischen Mainz, Wiesbaden und Bingen, an dem nicht die Blüten sprängen. Wo der Strom fließt, belebt er die Hänge; und während im Soonwald, auf dem Idarwald, auf Eifel und Schneifel noch der Schnee liegt, leuchten zwischen Koblenz und Bonn schon die Wiesen im Grün und im Farbensplanz der jungen Blüten.

So tritt der Frühling in Deutschland ein, am Bodensee und am Oberrhein, im Neckarbergland und im Rheingau, im Neuwieder Becken und im Siebengebirge, und von hier dringt er vor, stürmisch und unaufhaltsam nachranken, nach Niedersachsen, durch warme Winde von West und Süd, durch leuchtend blauen Himmel ankündigt.

Es lohnt sich wohl, ihm überallhin zu folgen. Zwar war die Rede von der Gleichzeitigkeit des Frühlingsinzugs; aber so schnell marschiert er nun wieder nicht, als nicht der Zug den Schauenden zeitig überall hinaragen könnte, wo im Schmelz des schimmernden Kleides die Erde sich erneuert.

Wer reist mit, den Frühling zu erleben? D. Bräus.

Diesem Heft liegen Werbeschriften der Firmen *deutscher Ring, Krankenversicherungsverein auf Gegenseitigkeit, Hamburg 36; Klepper-Werke, Losenheim u. Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68, ei. Wir weisen unsere Leser hierauf hin und bitten ermer um Beachtung der außerdem beiliegenden Buchprospekte der Verlage G. Grote, Berlin SW 11, und W. Kohlhammer, Stuttgart.*

Wilhelm Altwegg

Johann Peter Hebel

15 Bilder, 3 Familien. 296 Seiten. Gr.-8°

Leinenband RM. 9.20

Was viele ernsthafte Freunde und Verehrer Hebels seit Jahren forderten: eine wissenschaftliche Biographie Hebels. Das hat der Verfasser in der schönsten Weise geleistet. Ein zuverlässiges, unerschöpfliches, geist- und seelenreiches Buch.

Hermann Burte

Walter Muschg

Die Mystik in der Schweiz

Gr.-8°, 456 Seiten

Broschiert RM. 8.40, gebunden RM. 10.80

Ein nach Inhalt, Stil und Form bedeutsames Buch.

Frankfurter Zeitung

Eine der wertvollsten und schönsten Forschergaben aus der Hand der jungen Generation.

Prof. Dr. G. Bohnenblust

Verlag von Huber & Co. A.-G., Frauenfeld/Leipzig

Wichtige Neuerscheinung

Germanenkunde

Von Hermann Hofmeister

VIII und 247 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten

In Leinen RM. 6.—. In Steifumschlag RM. 5.—

Die vielen gelehrten oder volkstümlichen Einführungen in die „Vorgeschichte“ Deutschlands bleiben oft im Stofflichen, in der Alttertmerkunde stecken. Die Kunde vom Germanen, wie er wirklich war — das erflehen Abertausende mit heißem Herzen von unseren Forschern. Hermann Hofmeister hat sie uns jetzt geschenkt. Zum ersten Male ist hier die große Zusammenschau altgermanischen Wesens nach den Erkenntnissen der Vorgeschichtsforschung, der schriftlichen Überlieferung, der germanischen Sprachwissenschaft, Volkskunde und Rassenkunde durchgeführt. Hofmeisters Germanenkunde setzt keine Vorkenntnisse voraus, denn es baut von Grund aus neu auf. Dazu hilft dem geschriebenen Wort aufs beste die hervorragende Bebilderung, die ebenfalls ganz neue Wege geht. Zerbrochene Alttertmer in ihrem heutigen Zustande werden grundsätzlich nicht mehr gezeigt. Nur die ursprüngliche, unverfälschte Gestalt des Ahnenerbes kann Verständnis und Bewunderung für die einstigen Leistungen unseres Volkes wecken.

Bezug durch jede Buchhandlung

Verlag Moritz Diesterweg / Frankfurt am Main

Oster= und Konfirmationsgeschenke

Die Deutsche Kulturgeschichte

4., wesentlich erweiterte Auflage, von Univ.-Prof. Dr. G. Steinhäusen, Neubearbeitet und erweitert von Dr. E. Diesel und Dr. Friedrich Schulze. 2 Bände (1 Textband und 1 Bilderatlas).

In Ganzleinen 35 RM., in Halbleder 45 RM.

*

Das Land der Deutschen

Von Dr. Eugen Diesel

260 Seiten mit 2 mehrfarbigen Karten und 481 Abbildungen, vorwiegend nach Luftaufnahmen des Freiballonführers Robert Petschow.

In Ganzleinen 8,50 RM.

*

Friedrich der Große / Meine Zeit

Illustrierte Volksausgabe der historischen Werke Friedrichs des Großen, die die Zeit seiner Regierung umfassen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Eberhard Kessel. Mit 328 Seiten, 16 Tafeln und 1 Karte.

In Ganzleinen 5,80 RM., in Halbleder 8,20 RM.

*

Bismarck / Mein Leben

Illustrierte Volksausgabe der „Gedanken und Erinnerungen“, herausgegeben von Dr. Fritz Klein.

Mit 364 Seiten und 16 Tafeln. Lexikonformat.

In Ganzleinen 5,80 RM., in Halbleder 8,20 RM.

*

Hindenburg / Aus meinem Leben

Ungekürzte illustrierte Volksausgabe der einzigen Selbstbiographie Hindenburgs. 319 Seiten, 17 Kunstdrucktafeln und 6 farbige Karten der Weltkriegsschauplätze.

In Ganzleinen 5,80 RM., in Halbleder 8,20 RM.

Storms Werke

Mit einer Vorrede von Hans Friedrich Blunck und Federzeichnungen von Karl Vernicke. Nach der von Theodor Hertel besorgten, kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe Neubearbeitet und erweitert von Fritz Böhme. 9 einzeln käufliche Bände mit je 400 Seiten. (Format 13×21 cm)

Jeder Band in Ganzleinen 1,90 RM.

*

Das Tier in der Landschaft

Von Walter Kammner

Die deutsche Tierwelt in ihren Lebensräumen.

475 Seiten mit 127 mehrfarbigen und 269 einfarbigen Textabbildungen. Lexikonformat.

In Ganzleinen 9,80 RM.

*

Meyers Opernbuch

Einführung in die Wort- und Tonkunst unserer Spielplanopern von Otto Schumann. 544 Seiten mit

277 Notenbeispielen.

In Ganzleinen 4,80 RM.

*

Der Große Duden

jetzt neu in 4 Bänden

I. **Rechtschreibung** der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Elfte, neubearbeitete und erweiterte Auflage.

II. **Stilwörterbuch** der deutschen Sprache. Eine Sammlung der richtigen und gebräuchlichen Ausdrücke und Redewendungen.

III. **Grammatik** der deutschen Sprache. Eine Anleitung zum Verständnis des Aufbaues unserer Muttersprache.

IV. **Bildwörterbuch** der deutschen Sprache. Eine Darstellung des bildlich erfassbaren Wortgutes auf 348 z. T. mehrfarbigen Bildtafeln.

Jeder Band in Ganzleinen 4 RM.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. IN LEIPZIG

Eine neue Art zu reisen

Der Professor und Ingenieur Hermann Heuß hat einen guten Gedanken in der richtigen Form verwirklicht. „Besinnliche Städtereisen“ heißt eine Reihe von Reisebüchern, zu der er unter dem genannten Titel eine „Einführung“ schrieb (Berlin, Heinz Behrend). Außer der Einführung erschien der Band „Sachsen-Thüringen“. Cornelius Gurlitt ab zur „Einführung“ ein Vorwort und zeigt mit Sympathie und Verständnis die Gedankengänge auf, die Heuß zu seinem Plan veranlaßten. Heuß will dem unruhigen Menschen unserer schwierigen Zeit helfen, den Sinn des Reisens sich wieder erwerben. Er wendet sich nicht an die Menschen, denen Tempo alles und besinnliches Versenken nichts bedeutet; ihm ist das Ziel des Wanderns ein innerliches und besinnliches Erleben, und alle äußeren Eindrücke werden durch ihre geistige und seelische Inbesitznahme zu eigener Bereicherung. Und so zum Quell der Freude, ohne deren Ansteuerung jedes Reisen nur ein Geschäft und ohne tieferen Sinn bleibt. In der „Einführung“ legt Heuß seine Grundzüge eingehend dar. Er spricht vom Erleben des Reisens, von den Bildungsmöglichkeiten, er zeigt, wie das richtige Reisen in seinem Sinne gerade durch die Betrachtung der Städte als geschichtliche und lebendige Persönlichkeiten uns unmittelbar zum Wesen unseres Volkstums hinführt. Er gibt eine Methodik des Betrachtens, gibt eine Geschichte der Baustile und ihrer tieferen Zusammenhänge und ohne Scheu

Kappel



Obige Preise verstehen sich einschließlich Koffer

MASCHINENFABRIK KAPPEL

G. m. b. H.

CHEMNITZ-KAPPEL

Tuberkulose

Das große Sonderheft der „Süddeutschen Monatshefte“ enthält

Chirurgische Behandlung der Tuberkulose

Von Ferdinand Sauerbruch und W. Tied

Die Heilstätte im Kampf gegen Tuberkulose

Von Hanns Alexander

Die Tuberkulose als Volkskrankheit

Von Kurt Lydtin

Organisation der Tuberkulosebekämpfung

Von Hermann Braeuning

Ziele und Wege der Tuberkulosefürsorge

Von Hans Denker

Der Reichs-Tuberkulose-Ausschuß, Berlin, schreibt unterm 3. März 1936: „Der Reichs-Tuberkulose-Ausschuß, zu dessen vornehmster Aufgabe die Bekämpfung der Tuberkulose als Volksseuche gehört, begrüßt diese Schrift wärmstens in der Hoffnung, daß sie einen möglichst weiten Leserkreis finden und ihr Ziel erreichen möge, der Bevölkerung auf die Fragen, die ihr aus eigener oder fremder Krankheit im täglichen Leben erwachsen, eine Antwort zu bringen.“

Preis des Heftes RM. 1.50 **Zu beziehen durch jede Buchhandlung**

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, Sendlinger Straße 80

Wichtige Neuerscheinung!

Sieben erschien in meinem Verlag:

Abstammungs- und Rassenkunde des Menschen

von a. o. Prof. Dr. Wilhelm Gieseler
Vorstand des rassenkundlichen Instituts der Univ. Tübingen

Band I:

Abstammungskunde des Menschen

Umfang 208 Seiten mit 105 Abbildungen im Text,
sowie 196 Lichtbildern auf 56 Kunstdrucktafeln. 8°.

Ganzleinen RM. 4.50

Unter den zahlreichen Neuerscheinungen auf diesem Gebiete
dürfte dies Werk eine hervorragende Stellung einnehmen.
— Wissenschaftliche Genauigkeit, verständliche Darstellung,
ganz hervorragendes Bildmaterial (105 Textabbildungen
und 196 Lichtbilder auf 56 Kunstdrucktafeln) sowie er-
staunlich billiger Preis sind seine Vorzüge.

Band II: Rassenkunde des Menschen
in demselben Umfang und zum gleichen Preis
erscheint im Frühjahr.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Prospekte kostenlos!

Verlag der hohenlohe'schen Buchhandlg.
Ferdinand Rau, Oehringen (Württemberg)

matik eine Typenlehre der deutschen Städte, der
Alt als freie Reichsstadt er an Nördlingen,
Bischofsstadt an Hildesheim, als Fürstenstadt
Rassel und als Kolonialstadt an Breslau abhandelt.
Eine Karte mit der Übersicht über die deutschen
Stadttypen ist der „Einführung“ beigegeben,
ebenso wie der Band „Sachsen-Thüringen“ eine große
Reihe sehr lebendige Zeichnungen charakteristischer
Einzelheiten der beschriebenen Städte sowie Stadt-
pläne im Grundriß enthalten. In dem Band „Sach-
sen-Thüringen“ erweist Heuß, wie er es versteht,
praktischen Beispiel seine besinnlichen Gedanken an
der Fülle eines exakten Wissens und einem stark
seelischen Reichtum zu Ruß und Frommen der
Menschen, die es angeht, anzuwenden. In Vor-
bereitung ist ein weiterer Band „Südwestdeutsch-
land“. Man möchte wünschen, daß dieser Hinweis
die Besinnlichen zu eigner Freude und innerer Be-
reicherung erreichen möchte.

Englisch für alle

Langenscheidts „English Monthly Magazine“ ist
eine wirklich vernünftige Anleitung, sich die Kennt-
nisse des Englischen in ungezwungener, fesselnder und
wissenschaftlich völlig zureichender Form anzu-
eignen. So bringt das 4. Heft z. B. einen Aufsatz
über Anthony Eden, einen über Neuseeland, Plan-
dereien wie Don't be to modern and Laugh at
be merry, kleine Erzählungen, Gedichte, Kaufmann-
sches Englisch und sogar ein crossword puzzle, über-
gens die entscheidende Probe, wie weit man da-

Wieder schließt Frankreich ein Bündnis mit Rußland

Ein weitverbreiteter Irrtum: daß jene folgenschwere Allianz vor
dem Weltkrieg der erste Vertrag beider Länder gegen die Mit-
Europas war. — Unveröffentlichte Akten des französischen
Außenministeriums beweisen die ewigen machtpolitischen
Gesichtspunkte Frankreichs schon vor Glandin, vor Poincaré in
der ersten russisch-französischen Entente vor 75 Jahren.

Zur rechten Stunde erscheint sieben:

Von Dr. Ernst Schüle

Mit unveröffentlichten Dokumenten des französischen Außenministeriums

„Die sichere Interpretation eines weitläufigen diplomatischen Schriftwechsels aus den Pariser Archiven führt
uns tief in den Mechanismus der Verhandlungen hinein, die sich bald nach dem Krimkriege zwischen dem
Kaiserreich Napoleon III. und dem besiegten und durch die Niederlage isolierten Zarenstaate anbahnten. Ih-
besondere Bedeutung liegt in der radikalen Drehung der russischen Politik, die sich hier ankündigt und a-
deren Endpunkt für uns rückschauend der Weltkrieg erscheint.“

„Deutsche Zukunft“, Berlin

Rußland und Frankreich

vom Ausgang des Krimkrieges bis zum italienischen Krieg 1856–57
Großoktav. XII und 168 Seiten. Kartoniert RM. 6.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
OST-EUROPA-VERLAG, KÖNIGSBERG (PR.) UND BERLIN W 3

englische beherrscht. Das Ganze ist in der Text-
ordnung gefällig, viele Bilder beleben den Lern-
stoff, der einem für den billigen Preis von 0,50 RM.
eboten wird (Berlin-Schöneberg, Langenscheidt).
Der Viertelsjahrespreis beträgt 1,35 RM. D. R.

Dichter auf Schallplatten

In technisch vollendeter Wiedergabe auf Telefun-
kenplatten wird ein Versuch gemacht, das lebendige
Wort des Dichters, dessen Vorlesungen schließlich nur
wenige, am Rundfunk nur in flüchtiger Begegnung eine
größere Anzahl folgen, in seiner ursprünglichen Kraft
erkanntzumachen und als Dauerbesitz ins deutsche
Heim einzubürgern. „Der Dichter spricht“ heißt
die Schallplattenreihe (Berlin, Telefunkenplatten
h. m. v. S.). Der Versuch mußte wohl einmal
gemacht werden, denn durch ihn wird doch etwas von
unmittelbarer Wirkung durch die Magie des ge-
prochenen Wortes erreicht. Freilich ist die Technik
noch aller gesteigerter Leistungen noch nicht die
mythische Verbindung mit der Magie des Wortes
eingegangen. Aber jedes Bestreben, ernste Dichtung
in geeigneter Form an weitere Kreise heranzubringen,
verdient Unterstützung. Uns liegen drei doppelseitige
Platten vor, auf denen Heinrich Lersch, Josef
Magnus Wehner, Rudolf G. Binding, Fritz
Heitrich als Dichter und Adolf von Hafffeld und
F. Barthel aus ihren Büchern geschlossene Ab-
schnitte vortragen. Für ein endgültiges Urteil wird
die weitere Auswahl maßgebend sein. D. R.



DIE SCHREIBMASCHINE FÜR SIE

Mercedes *Prima*

Spielend leicht, sauber
und schnell erledigen Sie alle Schreibarbeiten auf der
Mercedes „Prima“-Kleinschreibmaschine. Verlan-
gen Sie Auskunft über die Vorzüge und die günstigen Zahlungs-
bedingungen von der

 **BUROMASCHINEN-WERKE A. G. Mercedes ZELLA-MENLIS IN THURINGEN**

„Eine ungewöhnliche Beschreibung eines ungewöhnlichen Lebens“

so urteilt Hermann Stegemann über

Rupprecht Reckling

Ein Journalist erzählt

Abenteuer und Politik in Afrika

500 Seiten mit 2 Karten. In Leinen gebunden RM. 7,50

In der Tat, ein ungewöhnliches Leben, von dem Reckling in diesem Buche zu erzählen beginnt. Der erst 20 jährige
junge Deutsche verdient sich durch ein Interview, das ihm der eben aus der Gefangenschaft des Mahdi entflohen
e Platin in der ägyptischen Wüste bei Assuan gewähren muß, die ersten journalistischen Sporen. Dadurch gewinnt
er das Vertrauen seines Chefs, des Verlegers der größten amerikanischen Zeitung, in solchem Maße, daß er fortan
als Sonderberichterstatter in der ganzen Welt verwendet wird. — Gallienis Eroberung der Insel Madagaskar,
Südafrika in der Zeit des ersten Gold- und Diamantensiebers vor dem Burenkrieg, Kitcheners Sudanfeldzug
gegen den Mahdi sind einige Etappen seiner journalistischen Tätigkeit in den ersten Jahren. Dazwischen liegt ein
langer Aufenthalt in London, der ihm Gelegenheit gibt, die führenden englischen und deutschen Politiker
in Finanz- und Pressenänner im Verlauf zahlreicher Unterredungen kennenzulernen. In der Fülle seiner Bege-
gungen fehlt kaum eine der für jene Zeit wichtigen Erscheinungen und Namen.

So spricht das ganze Buch von Leben und Bewegung. Es erzählt uns aber nicht nur von Abenteuern
ungewöhnlichster Art, sondern vermittelt uns auch in seinen weltpolitischen Betrachtungen Einsichten und
Erkenntnisse, die heute, nach 30 Jahren, nicht weniger wertvoll sind, als am Tage ihrer ersten Niederschrift.

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

QUALITÄT



37 jährige Erfahrungen
im Schreibmaschinenbau
liegen den beiden Quali-
tätserzeugnissen IDEAL
und ERIKA zu Grunde.
Bitte informieren Sie sich
unverbindlich in der
Werbeschrift Nr. 1184

AG. VORM. SEIDEL & NAUMANN, DRESDEN

**Sprach-
kenntnis**

braucht jeden

vorwärts kommen

Für monatlich

nur 85 Pfg.

können Sie Ihr

Sprachkenntnisse in

frischen und in

Sprachen hinzu-

nen. Lesen Sie

einzigartige mod-

Spracheneit-Zschl-

Weltverkeh-

Sprachen

die Ihnen in je-

Heft Unterricht,

terhaltung und

lehrung in 8 Sprac-

bietet. Verlangen

noch heute unv-

bindlich ein Heft

Ansicht vom Vee-

der „Weltverkeh-

Sprachen“, Abtlg.

Leipzig C1, Postf. 4

Bezug auch dur-

jede Buchhandlun-

Soeben erschien:

FREDERIK ADAMA VAN SCHELTEMA

Die Kunst unserer Vorzeit

Rund 200 Seiten Text und 204 Abbildungen auf 68 Kunst-
drucktafeln. Format 16,5 x 25 cm.

In Ganzleinen 4.80 RM.

Der bewährte Gelehrte gibt in diesem Werke eine großartige Gesamtschau der nordischen Kulturentwicklung von der Steinzeit bis zum Beginn des Mittelalters im Spiegel der bildenden Kunst. Zum ersten Male wird hier ein Versuch gemacht, die vorgeschichtlichen Funde und Denkmäler nicht nur zu beschreiben und zeitlich zu ordnen, sondern aus diesen Kunstschöpfungen auch die Geistesgeschichte abzuleiten. In überzeugender Weise versteht es Adama van Scheltema, aus Baukunst und Ornamentik unserer Vorfahren ein anschauliches Bild ihres Gemeinschaftslebens und ihres religiösen Kultes und Glaubens zu entwerfen. Auch die Beziehungen zu den Kulturkreisen der Mittelmeerländer werden klargestellt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Soeben erschien:

PHILIPP METMAN

Mythos und Schicksal

Die Lebenslehre der antiken Sternsymbolik

227 Seiten Text mit 16 Bildtafeln. Format 16,5 x 25 cm.

In Ganzleinen 4.80 RM.

Philipp Metman zeigt mit schöpferischer Darstellungskraft und in packender, bildhafter Sprache, wie die astrologischen Symbole aus den Mythen der antiken Göttergestalten hervorgegangen sind, und wie diese selber Verkörperungen allgemein menschlicher Triebe, Anlagen und Sehnsüchte darstellen: Grundprinzipien der menschlichen Seele in ihrem ewigen Widerstreit. Indem er die zeitlose Weisheit der griechischen Mythen in Beziehung setzt zu den Wirklichkeiten unseres Alltagslebens, vermittelt er zugleich eine wegweisende Lebenslehre.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Bechel, Berlin-Grünwald • Verlag und Anzeigenannahme: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1, Täubchenweg 17, Tel. 71246 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Schmiedke, Marktleberberg • D. 1. 1936: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 3 gültig • Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1 • Unbereinigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft RM. 1. Jahresabonnement RM. 15.-) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25%.

Unentbehrliche Schriften zur volksdeutschen frage

Statistisches handbuch des gesamten Deutschthums

Von Wilhelm Winkler, Direktor des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien. Herausgegeben im Auftrage der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Verbindung mit der Deutschen Statistischen Gesellschaft. In Leinen geb. RM. 10.—

Mit allen Mitteln der statistischen Wissenschaft geschaffen, ist dieses Werk doch nicht trockenes Zahlenmaterial, sondern der verbindende Text gibt ein lebendiges Bild des gesamten Deutschthums: politische und soziale Verhältnisse, Geschlechts- und Altersgliederung, Siedlungsweise und Bevölkerungsbewegung, Berufs- und Betriebsstatistik, kurz alle wichtigen Belange der Deutschen in allen Staaten der Erde finden in diesem einzigartigen Werke die erste zusammenfassende und grundlegende Darstellung.

Der neue herr von Böhmen

Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei.

Von Dr. Gustav Peters. Kartoniert RM. 3.—

Die Probleme der Tschechoslowakei, die durch deren Lage in der Mitte Europas und durch die Zusammenfassung verschiedener fast gleich starker Volksteile in einem Staate von besonderer Schwierigkeit sind, finden in diesem Buche eines Sudetendeutschen eine gerechte Beurteilung, und der Verfasser macht Vorschläge für die zukünftige staatliche Gestaltung, die in allen Lagern größtes Aufsehen erregt haben.

Die Verfassung des Memelgebietes

Von Albrecht Rogge, Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Preis RM. 10.—

Das grundlegende Werk über die Rechtslage des Memelgebietes, das Litauens Gewaltpolitik ins klarste Licht setzt.

Die kirchliche Rechtslage der Deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa

Von Dr. Theodor Grentrup, S. V. D., Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Kartoniert RM. 11.—

Diese Sammlung der die Kirche betreffenden Gesetze aller europäischen Staaten, in denen deutsche Minderheiten leben, gibt ein anschauliches Bild der heutigen Kulturlage Europas. Die Unterteilung des Stoffes nach den einzelnen Staaten und innerhalb dieser nach Völkerrecht, Konfessionsrecht und Staatskirchenrecht, Kanonisches Recht macht die Sammlung klar übersichtlich.

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H. BERLIN

Eine neue illustrierte Storm-Ausgabe



Storms Werke

Illustrierte Ausgabe in 9 Bänden

Mit einer Vorrede von Hans Friedrich Blunck und Federzeichnungen von Karl Wernicke. Nach der von Theodor Hertel besorgten, kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe neubearbeitet und erweitert von Fritz Böhme. Jeder Band etwa 400 Seiten.

In Ganzleinen je 1.90 RM.

Die schlanken, meergrauen Bände in modernem Romanformat, der klare, große Druck in Breitkopf-Graktur auf blütenweißem Papier und die feinfühligsten Federzeichnungen Karl Wernickes geben den Dichtungen einen Rahmen, der ihrem Stimmungsgehalt entspricht. Kein gelehrtes Beiwerk beeinträchtigt den Genuß des Dichterwortes. Wer tiefer in das Wesen der Stormschen Kunst eindringen, sich über das Leben des Dichters und die Entstehung seiner Werke unterrichten will, findet in den Schlußbänden ausführliche literarhistorische Erläuterungen und Anmerkungen, die Fritz Böhme auf Grund der bekannten Ausgabe Theodor Hertels nach dem neuesten Stand der Forschung besorgte. Besonderen Wert erhält das Werk noch durch die mit dichterischer Einfühlung geschriebene Vorrede Hans Friedrich Bluncks. Das Ziel, eine Storm-Ausgabe für alle zu schaffen, wird nicht zuletzt durch den niedrigen Bandpreis erreicht, der weit unter dem sonst üblichen liegt. Da die Bände auch einzeln abgegeben werden, hat jeder die Möglichkeit, zunächst seine Lieblingsnovellen anzuschaffen oder zu verschenken, und das Gesamtwerk nach und nach zu vervollständigen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG